P.O.germ.
301l

L. O. Germ.
301 1.

<36614675490019

<36614675490019

Bayer. Staatsbibliothek

Seite 143.

J. Voltz inv. J. Nussbiegel sc. 1825.

Der
Zeittödter.

Ausgewählte
Erzählungen und Scenen aus der wirklichen Welt

von

H. A. G. von Egloffstein.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg und Leipzig,
im Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.
1825.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

1. Hans und Veit, oder der beigelegte Nachbarzwist. 1
2. Wilhelm Zwenger, oder die Wirkungen der Liebe. 13
3. Nie bleibt die Tugend unbelohnt. . . 28
4. Wenn die Noth am größten, ist die Hülf' am nächsten. 44
5. Robert Werner, Dieb, Räuber und Mörder. 54
6. Ludwig und Antonie, oder Wahnsinn aus Liebe. 69
7. Rudolf. . . . . , . 86
8. Albert, oder der Weg des Schicksals. . 114
9. Abentheuer auf einer Reise zur Brautschau. 140

Seite

10. Henri der Neger und Marie, oder Edelmuth und Liebe. 166
11. Der Onkel, oder so wird die Tugend belohnt. 198
12. Betty, oder das heldenmüthige Dienstmädchen. 209
13. Marie, oder zwei Männer für einen. . 223

1.

Hans und Veit, oder der beigelegte Nachbarzwist.

Herr Willibald, berühmter Bart-Abnehmer, Wundarzt und Geburtshelfer des Marktfleckens Heimthal, saß in seinem Grosvaterstuhl und schmauchte sein Pfeifchen; da gab es Lärmen auf der Straße.

„Gewiß hat der Teufel wieder Einquartirung hergeführt und dir armer Lazarus, dem der Waizen hier gar nicht mehr blühen will, der du durch deine Freimüthigkeit den Haß des Consul regens dir voll aufgeladen hast, bekömmst gewiß keine geringe Anzahl jener Franzmänner, die der liebe Gott zur Geißel jedes deutschen Bürgers und Bauers erschaffen hat!“ So sagte Herr Willibald und trat ans Fenster. Diesmal bedeutete der Auflauf keine Einquartirung, sondern

die Ursache davon war eine Prügellei, die so eben im Wirthshause, zur rothen Gans, in vollem Gange war.

Kaum war diese Nachricht zu den Ohren des Meister Willibald gelangt, als er hastig in seine roth plüschene Weste fuhr, seinen hellgrünen Rock anzog, die schwarz manchesterne Beinkleider oberflächlich abstaubte, und sodann eiligst sein Bindzeug nebst Pflaster und Salben in Bereitschaft legte. Kaum war er bereit, als Jungfer Sabine, die Tochter des reichen Metzgermeisters Kolb, hereinstürzte und unter Thränen ihn bat, eiligst zu ihrem Vater zu kommen, der so eben mit zerschlagenem Kopfe aus der rothen Gans nach Haus gebracht worden sei, und völlig ohne Leben schien.

„Wird so arg nicht seyn!“ sagte Herr Willibald, nahm seinen Aparat und wollte Sabinen folgen; als Leopold, der Sohn des Bäckermeisters Kolb, den Wegeilenden bald über den Haufen rannte und ihn bei allem beschwor, geschwind mit ihm zu kommen, sein Vater, in der rothen

Gans am Kopfe zerschlagen, läge zu Haus ohne alle Besinnung.

„Eines nach dem andern!“ sprach der Aesculap von Heimthal, „will sogleich kommen, sobald ich mit Hans Kolb fertig bin,“ und eilte mit Sabinen, die in seinem Rücken von Leopold geschwind geküßt wurde, der Wohnung des Metzgermeisters zu.

„Das war ja wohl dein Bräutigam, Binchen?“ fragte Herr Willibald seine Begleiterin.

„Leider nein!“ seufzte Binchen, „von der Zeit, daß mein Vater die Erbschaft bekam, und der Prozeß mit dem Vetter anfing, soll ich nicht mehr an Leopold denken! und nun heute noch bei dem Unglück in der rothen Gans, wo der Vetter gewiß zu erst den Streit anfing, wird das Uebel noch ärger werden.“ Sie weinte dabei bitterlich.

„Hm!“ brummte Meister Willibald, „was doch das verdammte Geld nicht alles thut. — Wart', mir fällt etwas ein; will doch versuchen, ob ich die alten Zänker nicht zu Raison bringen, und dir Binchen zu einem Manne helfen kann.

„Ach, da würde Euch Gottes Lohn dafür werden! Zeitlebens wollten Leopold und ich Euch dafür danken," rief Sabine.

„Nun wollen sehen; was Meister Willibald anfängt, das weiß er auch durchzusetzen," sagte jener, und trat jetzt in die Stube, wo Hans Kolb der Metzgermeister mit zerschlagenem Kopfe, der einstweilen mit vielen Tüchern umwunden war, auf dem Bette lag, und wieder zur Besinnung gekommen war.

Obgleich sich Willibald schon bei dem ersten Anblick überzeugte, daß hier keine Gefahr obwalte; so schüttelte er doch bedenklich den Kopf, sprach von tödtlicher Verletzung des Gehirnes, legte kunstgerecht seinen Verband an, und empfahl dem Patienten die größte Ruhe, besonders Stöhrung von fremden Menschen, und trug Sabinen auf, den Vater ganz allein zu warten und sonst Niemand ins Zimmer zu lassen. Nun eilte er zu Veit Kolb dem Bäckermeister, nachdem er zuvor mit Sabinen ins Geheim vor der Thüre einige Worte gesprochen hatte.

Hier, obgleich es noch weniger Gefahr hatte, verfuhr Herr Willibald eben so, sprach von tödlicher Verletzung und trug Leopold auf, was er eben so Sabinen aufgetragen hatte.

Hans Kolb und Veit Kolb waren Geschwister Kinder und Nachbarsleute; von Jugend auf die besten Freunde, beide Wittwer, Hans hatte nur ein Kind, Sabine; und Veit nur einen Sohn, Leopold; diese waren miteinander auferzogen und liebten sich. Diese Liebe der Kinder war den Vätern ganz nach ihrem Sinne, und schon war die Hochzeit der jungen Leute auf einen Tag bestimmt, und nur noch wenige Monate fehlten an ihrem Glücke; als eine Erbschaft, die Hans unverhoft zufiel und an der Veit gleiche Ansprüche zu haben glaubte, die Freunde und Vetter so entzweite, daß der bitterste Haß daraus entstand; der sich, so oft sie im Wirthshause zusammentrafen, meistentheils mit einer Schlägerei endete, woran die Anhänger einer jeden Partei Antheil nahmen und den Zweikampf allzeit in eine ganze Schlacht verwandelten. Hans, als der reichste, hatte die meisten, doch fehlte es auch nicht an manchen,

die ihn seines Reichthums wegen beneideten, und diese waren die Anhänger Veits. Heute war wieder ein solches Treffen in der rothen Gans geliefert worden, aber die Hauptanführer und Gegner waren beide diesmal ausser Stand gesetzt, eine neue Schlacht nicht so bald liefern zu können. — Daß bei solchem gegenseitigem Hasse beider Väter, aus der projektirten Verbindung der Kinder nichts werden würde, war augenscheinlich, und verursachte den beiden Verliebten die größte Pein; jetzt schöpften beide junge Leute einige Hoffnung auf Herrn Willibalds Plan, der, wie er versicherte, gelingen müsse, wenn sie seine Vorschrift, die er ihnen mitgetheilt hatte, genau befolgten. Sabine und Leopold waren ohnehin seine Lieblinge; ihnen zu helfen, hatte er fest beschlossen. —

Den andern Morgen verfügte sich daher der Wundarzt zu Hans Kolb, nahm den Verband ab und legte, immer noch mit höchst bedenklicher Miene, den zweiten an; ihm wurde ein Frühstück aufgesetzt, das er aber, da er Eile habe, ablehnte.

„Wohin dann?“ fragte Hans mit ängstlicher Stimme, die die Ursache der Gefahr war, in der er sich zu befinden glaubte.

„Zu Veit Kolb,“ erwiederte Herr Willibald, „der wohl bald ausgebacken haben wird. — Nahm sein Verbindzeug und eilte fort.“

„Das Gott erbarm!“ seufzte Hans, „also ist der Vetter so schlecht?“

„So wie Herr Willibald glaubt,“ sagte Sabine, „so seien die Wunden tödlich und er fürchtet, der arme Vetter werde wohl heute noch sterben.“

Hans schlug die Hände zusammen, und schien sich heimlich Vorwürfe zu machen.

„Kannst einstweilen das Trauerzeug bereit halten,“ sagte Herr Willibald zu Leopold, als er dessen Vater, Veit Kolb, wieder verpflästert hatte, „Vetter Hans wird wohl ausgeschlachtet haben!“ und so eilte er hinweg.

„Wie! hör' ich recht?“ rief Veit, „Vetter Hans will sterben und ich stehe auch schon mit einem Fuß im Grabe. Nicht hier sollen wir uns versöhnen, erst dort oben, wo es vielleicht zu

spät seyn kann; das wär' ja schrecklich!" und Reue fühlend kehrte er sich gedankenvoll nach der Wandseite zu.

Von den zwei Vettern zurückkehrend, wollte Willibald noch den Gewürzhändler Grau besuchen, der schon lange an einer tödlichen Krankheit darnieder lag, aber der war in der Nacht zu seinen Vätern bereits abgegangen.

„Das paßt eben in deinen Plan," dachte er, ging nach der Apotheke, und trank dort auf gutes Gelingen desselben, heute, statt einen, zwei Gläser Mannheimer Goldwasser. —

Am andern Abend erklärte Meister Willibald seine Patienten ausser Gefahr, und verordnete ihnen des andern Morgens einen Spaziergang in ihre Gärten, die hinter den Häusern lagen und nur durch einen dünnen Zaun getrennt waren. Am Ende derselben hatte Leopold eine Laube angelegt, die auf den Grund und Boden der zwei Gärten stand und einen gemeinschaftlichen Eingang hatte. Hier waren die Vettern oft zusammen gekommen, bevor sie die leidige Erbschaft entzweite, und hatten sich bei einem Glas Bier

und einer Pfeife Taback oft über die bestimmte Heirath ihrer Kinder besprochen; auch diesen diente die Laube oft zu ihren verliebten Zusammenkünften. Willibald hatte es mit Leopold und Sabinen abgeredet, daß um neun Uhr Morgens der Spaziergang der Väter Statt haben sollte.

Ein Viertel vor der bestimmten Stunde hatte Veit, gemahnt von Leopold, sich in den Garten begeben und schlich in tiefen traurigen Gedanken der Laube zu. Jetzt läutete es zum Begräbniß, der Gewürzhändler wurde zur Ruhe gebracht; dieses Glockengeläute tönte fürchterlich in Veits Herzen, er hatte heute früh schon Meister Willibald mit einem Trauerflor gesehen, sich aber näher zu befragen nicht erkühnt, weil er sicher die Nachricht von seines Vetters Tod erwartete.

„Da tragen sie ihn hin, den armen Hans,“ sagte er wehmüthig, „sollte er mir wohl noch verziehen haben? Ich hatte zwar im Grund Recht, aber ich hätte doch, der Verwandtschaft und alten Freundschaft wegen, nachgiebiger seyn können! Aber so gehts, immer kommt der beste Gedanke zuletzt, wenns zu spät ist. Ja Hans!

könnte ich dich noch einmal sehen, gern wollte ich Verzicht auf alles thun, und dir die Hand zur Sühne reichen! — Er hob dabei, mit einem tiefen Seufzer begleitet, seinen Blick in die Höhe, und Hans kam leibhaftig den Gang langsam daher der Laube zu. Schrecken lähmte Veits Füße; wie eingewurzelt saß er auf der Rasenbank, und starrte die Erscheinung an.

Noch drei Schritte von der Laube entfernt, erblickt auch Hans seinen Nachbar und Vetter, und stand gleichfalls, ihn starr und angstvoll betrachtend, wie eine Bildsäule. Auch ihm war das Abscheiden Veits gewiß, schon glaubte er ihn im frischen Grabe, und bereuete herzlich den unseligen Zwist, der die Ursache an seines ehemaligen Freundes Tod war. Der Schrecken hatte Beiden wirklich jetzt ein gespensterähnliches Ansehen gegeben, es war daher kein Wunder, wenn einer den andern als den Geist des vermeinten Verstorbenen betrachtete. Hans sammelte all sein Herz und die Kraft, die ihm die Furcht gelassen und sprach: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!“

Amen, erwiederte Veit mit dumpfer Stimme.

„Hast du mir auch verziehen?“ fragte, nach einer Pause, zitternd der Erste.

„Alles von Grund meines Herzens! du kannst dich deswegen ohne Kummer wieder zur Ruhe begeben!“ antwortete der Bäckermeister. „Wollte Gott, ich hätte dir noch bei Lebzeiten die Hand zur Sühne reichen können!

„Das war auch mein Wunsch!“ sprach Vetter Hans, „aber es war zu spät, hätte gern wollen die halbe Erbschaft drum geben! Aber, leider kam der Tod meinem Wunsch zuvor. Darum, Vetter Veit, hast du noch etwas auf deinem Gewissen, so giebs jetzt von dir, ich will ja alles thun, um es gleich zu machen. —

„Da du mir verziehen hast, lieber Hans, so ist jetzt mein Gewissen ganz leicht. Hast du aber hier auf Erden etwas gut zu machen, so sage es, ich will Alles für dich und deiner Seelen Ruh gern thun.

„Dank dir Vetter Veit für den guten Willen! Wüßte jetzt nichts mehr, da ich deine Verzeihung habe, und kann dir es dort oben Freude

machen, so will ich meine Sabine deinem Leopold geben und die ganze Erbschaft zum Heirathsgut. —

„Topp! es gilt!“ rief Herr Willibald und trat mit dem jungen Paar hinter der Laube hervor. „So ist ja der Stein des Anstoßes gehoben, und die alte Freundschaft tritt wieder an ihre Stelle.“ —

Er ergriff darauf den Metzgermeister bei der Hand und führte ihn dem Vetter Veit zu. Jetzt merkten die Väter Willibalds List, reichten sich die Hände, und drei Wochen darauf führte Leopold seine Sabine zum Altar, wobei Meister Willibald als Brautführer erschien.

2.

Wilhelm Zwenger, oder die Wirkungen der Liebe.

Wilhelm Zwenger war der Sohn eines ansehnlichen Staatsbeamten zu C.ß.l., der nichts versäumte, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, und sie zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Wilhelm, der ältere Sohn, entsprach aber keineswegs den Wünschen seines edlen Vaters. Schon in seinem sechszehnten Jahre war er in einem Pfuhl von Lastern tief versunken. Trunk, Spiel und Wollust waren die Gottheiten, denen er im Uebermaße opferte. Religion und Tugend, waren ihm leere Namen; keine Unschuld, kein Familienband war ihm heilig, er zerriß sie mit schnöder Hand, um seinen Lüsten zu fröhnen. Er schauderte nicht vor den abscheulichsten Niederträchtigkeiten, führten sie ihn nur zum Zwecke. In Fluthen von

Brantwein ersäufte er das, sich noch zuweilen in ihm regende, Gewissen, und in den elendesten Kneipen suchte er Spiel und feile Dirnen.

Sein Vater starb aus Gram und enterbte ihn. Jedem andern hätte vielleicht dieser doppelte Schlag zur Besinnung und Besserung gebracht. Nicht so Wilhelm. Zähneknirschend wühlte er sich tiefer in den Schlamm der Sünde und des gemeinsten Lasters.

Endlich wurde die Polizei geweckt aus ihrem Schlummer und gezwungen, der Händel und Verbrechen des jungen Bösewichts Einhalt zu thun; sie war eben im Begriff, ihn durch Einsperren schadlos zu machen, als er durch seine Flucht sie aller Mühe wegen seiner überhob. Nun war er frei, aber auch so gut als vogelfrei.

Wilhelm spielte die Geige und Flöte leidlich, Karten und Würfel aber besser mit allen geheimen Künsten. Durch beides fand er in den Dorfschenken Verdienst, der bald wieder mit Schlemmen und Prassen vergeudet wurde. So trieb er sich ein halbes Jahr umher, wurde aber auch bald überall so verrufen, daß er immer ei-

nen andern Aufenthalsort suchen mußte. So trieben ihn seine Lebensart und falsches Spiel von einem Ort zum andern, von einem Land zum andern.

Einst deckte man in einem Landstädtchen seine Spielerkünste auf, er bekam eine gute Tracht Prügel und verlor dabei seine Violin und Flöte. Nun waren auch diese Quellen versiegt, und er fing an zu betteln. Aber bald waren auch die Ohren der mitleidvollsten Menschen taub gegen die ungestimmen Bitten eines so jungen gesunden Menschen, und mit Härte wurde er zur Arbeit verwiesen.

Aber Wilhelm und Arbeit. Lieber lebte er mit den Thieren des Feldes von Baum- und Feldfrüchten, die er stahl, wo er etwas habhaft werden konnte. Für einen Trunk Brantwein gab er sich den schimpflichsten und abgeschmacktesten Behandlungen hin. So erreichte ihn der Spätherbst. Ohne Obdach, ohne ordentliche Nahrung, schlecht bekleidet, fühlte er alle Schrecken des Hungers und der Kälte.

Ein Mensch, so in Laster gehüllt, ohne Religion, gequält von Hunger, zitternd vor Frost, stehend am Abgrund, ohne Kraft, ja ohne Willen zurückzukehren, steht dem Selbstmorde mit grinzendem Lachen in die Augen. So stand Wilhelm am steilen Ufer eines Weihers. Ein Sprung und er war nicht mehr. Schon hob er den Fuß, es kämpfte in ihm, aber ein Blick auf sich selbst, er drückte die Augen zu und — fühlte sich von hinten an der Schulter gefaßt.

Mechanisch wendete er sich um, mit einer Verwünschung auf der Zunge. Da stand vor ihm ein Mädchen, schön und mild wie ein Engel des Himmels. Ihr Auge gebot Ehrfurcht, und doch schwamm darin eine Thräne des Mitleids.

„Mensch, was beginnst du?“ sagte sie mit feierlicher Stimme, „hast du keinen Gott? kein Vertrauen auf ihn? Elender, folge mir! fuhr sie gebietend fort, und setzte liebevoll hinzu: nur ohne Furcht, es wird dir besser werden Unglücklicher.“

Wilhelm hätte diesem Mädchen folgen müssen, und wenn es zur Folterkammer gewesen wäre,

mit

mit einer so unbegreiflich magischen Gewalt hatte sie ihn gefesselt.

Sie führte ihn nach einem einzeln stehenden saubern Gehöfte, und übergab ihn einem männlichen Diener, der ihn übernahm und in eine reinliche Kammer führte, wo er ihn entkleiden, reinigen und andere Kleidungsstücke anlegen mußte. Er erhielt Speise und etwas Brantwein. Sein Zustand glich noch immer einem Traume, der einzige fixe Punkt war der Engel von Mädchen; und sehnlichst harrte er seiner Wiedererscheinung. Nach ungefähr zwei Stunden trat sie herein. Ihr Anblick wirkte wunderseltsam auf ihn. Jetzt fühlte er sein Daseyn. Wie mit einer Glorie umgeben, stand sie vor ihm; er sank zu ihren Füßen, den Saum ihres Kleides küssend, und dankte ihr in stammelnden Worten sein Leben, dessen Werth er jetzt erst zu fühlen begann.

„Stehen Sie auf," sagte sie mit einer Silberstimme; „nur Gott gebührt der Dank, der mich ausrüstete zur Rettung Ihres Lebens, Ihrer Seele. Kommen Sie jetzt zu meinem Vater, er will Sie sehen."

Ein stattlicher Mann, in den besten Jahren, redete Wilhelm an: „Junger Mensch! Gott hat ein Wunder an Ihnen gethan, daß er meine Tochter zur rechten Minute an den Weiher führte. Er ist unglücklich, ob mit, ob ohne seine Schuld, gilt mir gleich, genug, er ist unglücklich. Ich will nicht wissen, wer er ist, nicht, was ihn zum Weiher trieb, nicht eher, als bis er mit dem Leben ausgesöhnt ist. Er ist erschöpft, ruhe er aus, morgen, will es Gott, ein mehreres."

Wilhelm ging, von einem Blick Louisens begleitet, in dem sich Wohlwollen, Theilnahme und noch etwas, das er sich nicht zu deuten wagte, spiegelte. Ob er diese Nacht geschlafen, geträumt oder gewacht habe, war ihm unbewußt, stand doch der ganze vorige Tag wie ein Traum vor seiner Seele. —

Nur das nette Stübchen, das reine, bequeme weiche Lager, das kräftige Essen, was er erhielt, und endlich die liebliche Erscheinung des Mädchens, überzeugten ihn seines Daseyns. Louise brachte ihm am andern Morgen ein Buch und Papier. Mit einer unbeschreiblichen Zartheit re-

dete sie ihn an: „Ich traue Ihnen so viel Gefälligkeit und Einsicht zu, mir einige Stellen aus diesem Buche, die Sie gezeichnet finden, auszuschreiben.“

Mit Freuden ging Wilhelm ans Werk. Zwar fiel es ihm, dem von aller Thätigkeit entwöhnten, schwer, aber Louisens Auge, mit dem sie ihn aufgefordert hatte, leuchtete ihn auf der beschwerlichen Bahn. Das Buch handelte über das Daseyn Gottes und die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Die Stellen, die Louise gezeichnet, waren so fein gewählt, so treffend auf seinen Zustand berechnet, die Sprache so warm, so ganz aus dem Herzen, entfernt von aller kalten Speculation, nur die schlichte gesunde Vernunft ansprechend, so daß sich auch Wilhelms Herz erwärmte, sein Geist sich angesprochen fühlte, und die erste leise Ahndung von einem höhern Wesen tingirte sein Gemüth. Diese Beschäftigung nahm ihm vier Tage weg, in denen er Niemanden sah, als den Diener, und zuweilen Louisen, die ihre Zufriedenheit mit seinem Fleiße und sauberer Handschrift bezeugte.

Als Wilhelm sie auf einige nicht bezeichneten Stellen, die ihn besonders ergriffen hatten, aufmerksam machte, umfloß eine himmlische Freundlichkeit ihr Antlitz. Der Diener reichte ihm alle Morgen aus einem Schranke, den er stets verschlossen hielt, ein Glas Brantwein, aber wie Wilhelm bemerkte, in immer abnehmenden Portionen, und zuletzt gar keinen mehr. Er vermißte ihn nicht, er wieß sogar den dargebotenen zurück, denn Louise hatte einmal nur hingeworfen ihr Mißfallen über dessen Gebrauch geäussert. Der sonst stets verschlossene Schrank blieb nun offen.

Eines Nachmittags wurde Wilhelm zum Herrn des Hauses berufen, der nebst seiner Tochter zum Ausgehen bereitet war.

„Wir wollen einen Spaziergang machen,“ sprach er mit freundlichem Ernste, vielleicht der letzte heitere Herbsttag, der uns lacht. Begleiten Sie uns.“

Das Gespräch unterwegs berührte mancherlei Gegenstände. Die Jahreszeit, die Schönheit der Natur auch im herbstlichen Gewande füllten einen

großen Theil, und stets war der innige kindliche Glauben an Gott und das feste Vertrauen auf ihn die Tendenz. Unbemerkt standen sie an dem verhängnißvollen Weiher. Wilhelm blickte in die Fluthen, dann starr vor sich hin. Eine wohlthuende Angst arbeitete in seinem Innern. Er mußte sich abwenden, eine Thräne trat in sein Auge, und leise seufzte er: O Gott! Da nahm ihn der Oberförster, dieses Amt begleitete sein Wohlthäter, bei der Hand, sah ihm scharf, doch freundlich, ins Auge und sagte: „Junger Mann, mit dem Leben sind Sie ausgesöhnt, jetzt Ihre Geschichte, ich muß sie kennen, um das Wie der Hülfe zu beurtheilen. Nur keinen Roman — setzte er streng hinzu — und Louise warf einen Blick auf ihn, der sein Innerstes durchdrang. Wilhelm, dem sonst lügen Gewohnheit war, hätte in diesem Augenblicke keine Lüge sagen können, und wäre damit ein Königreich zu gewinnen gewesen. Er begann: Mein Vater war —

„Der Name thut nichts zur Sache,“ unterbrach ihn der Oberförster, „Namen können leicht bestehen. Also weiter.“

Wilhelm erzählte nun so umständlich und so wahr als möglich seine Geschichte, und schonte sich keineswegs dabei.

„Sie sind also musicalisch?“ sagte der Oberförster, als jener geendet hatte. „Gut, sehr gut! Die Musik erhebt das Herz, belebt und begeistert zu Thaten. Die langen Wintermonate sollen uns kurz werden.“

Wilhelm hatte sein ganzes ruchloses Leben vor Louisen ausgebreitet, und doch lag in ihrer Mine mehr Mitleiden, Wohlwollen und Erbarmen, als Unwillen und gerechter Zorn. Zagend stand er zwischen Verwerfung und Gnade, von Zeit zu Zeit quoll eine Zähre aus seinem Auge. Jetzt forderte der Oberförster seinen Namen.

Wilhelm Zwenger aus C.ß.l.

„Ihr Vater war Hofrath?“

Ja!

„Groß, ja groß bist du, mein Gott!“ rief Louisens Vater, streckte seine Arme gen Himmel, die Augen folgten ihnen. „Ja groß und gütig, und seine Güte währet ewig! Allgütiger, ich danke dir, daß ich vergelten kann.“

Nun breitete er die Arme nach Wilhelm aus, „an mein Herz, Sohn meines Freundes, meines Wohlthäters, von nun an mein Sohn!“ Er schloß ihn an seine Brust, und Louise reichte ihm die Hand. Er preßte sie an seine Lippen, heiße Thränen träufelten auf sie herab, und er fühlte einen leisen Druck.

Man nahm den Weg nach Haus; unterwegens sprach der Oberförster: Lieber Wilhelm, auch ich war gesunken, zwar nicht so tief wie du, aber ich hätte noch tiefer sinken können, da reichte mir dein Vater mit großen Opfern die Hand der Freundschaft, riß mich aus dem brausenden Strudel der Laster und bildete mich durch Worte, That und Beispiel zum nützlichen Menschen. — „Gott, gieb mir Kraft, Verstand, Muth, und Ausdauer, vergelten zu können am Sohne, was der Vater an mir that!“

Von dieser Stunde an wurde Wilhelm als Kind des Hauses behandelt. Bei all seiner Liederlichkeit hatte er doch so manches gelernt, so manches gefaßt, aber es schwamm chaotisch in

seinem Gedächtnisse. Der Oberförster wußte es bald durch Einführung in die Geschäfte zu ordnen, und es wurde Licht im Kopfe seines Pfleglings, so wie es bereits Licht in dessen Herz geworden war. —

Er wurde am Schreibtische wie im Forste beschäftigt, oft in der Nacht geweckt, um ein unbedeutendes Geschäft zu vollbringen; bei dem schönsten Wetter am Schreibpult festgehalten, und im Regen und Schnee in Wald geschickt. Alles wurde ihm leicht, denn er war um Louisen, mit der er am Abende in Gegenwart des Vaters bei nützlicher Lectüre, Musik und sinnigem Gespräche zubrachte.

So verstrich ein Jahr, da sagte der Oberförster: „Wilhelm du mußt fort. Ohne Feind ist es leicht ein Held zu seyn, ohne Kampf bewährt sich keine Tugend, in dieser Einsamkeit ist kein Kampfplatz für dich. Du mußt fort in die Welt. Hier sind Briefe nach C. Morgen mit dem Frühesten reisest du ab. Geh' mit Gott. Habe ihn stets vor Augen und im Herzen.“

„Fort soll ich!“ rief Wilhelm: „fort aus dem Kreise der Liebe und des menschlichsten Wohlwollens, und fort, so schnell. Ach, ich bin noch nicht stark genug!“

„Eben darum, daß du völlig stark werden sollst, mußt du hinaus, dich in dem Wirbel des Lebens drehen, und nicht untergehen. Es muß seyn. Gehe mein Sohn, und mache uns den Abschied nicht schwer.“

Da trat das holde Mädchen vor ihn hin. Eine Glorie schien sie zu umstrahlen.

„Lieber Wilhelm!“ sagte sie zu dem Aengstlichen, mit einer Stimme, die ihn auf ewig bezauberte. „Lieber Wilhelm! mein Vater nennte dich Sohn, ich kann dich daher Bruder nennen; nimm diesen Abschiedskuß und diesen Ring mit meinem Bildniß.“

Da schlang er seinen Arm um die Holde und sog mit langen Zügen den Nectar von ihren Lippen. Mit hoher Majestät wand sie sich los und feierlich klang ihre Rede:

„Mein Wilhelm! mein Bruder! nur Tugend, Tugend allein führt dich an dies Herz zurück. Lebe wohl! und reise glücklich.“ Schnell entschwand sie dem Gemache. Noch einmal drückte ihm der Vater die Hand. „Gott sey mit dir und stärke dich!“

Sehr zeitig reiste Wilhelm am andern Morgen nach C. ab; hier angekommen fand er einen Koffer reichlich versehen mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten, und ein Gemälde von Louisens Hand. Er am Weiher stehend, Louise hinter ihm, mit der Hand nach seiner Achsel greifend. Heilig bewahrte er es, und es bewahrte ihn in manchen Kämpfen des Lebens.

Wilhelm gab seine Briefe ab und wurde als Secretair in einem Collegium mit einem mäßigen Gehalt angestellt. Er blieb standhaft, erstickt war der schon aufgeschossene Keim der Laster bei ihm, er ward ein guter Mensch. Die Liebe zu Louisen stärkte ihn, und machte alle seine Kämpfe leicht. Er blieb werth an ihr Herz zurück zu kehren, und that solches nach drei Jahren als

Rath, geehrt und geschätzt von Jedermann. Louise ward sein Weib, und sein Bruder gab edelmüthig ihm sein väterliches Erbe zurück. Noch lebt Wilhelm glücklich an der Seite seiner Gattin, und schreibt seine Besserung ganz allein der Wirkung der Liebe zu.

So belohnt die Tugend ihre Treuen,
Schafft in Wonne bittre Schmerzen um,
Lehrt der überstandnen Noth sich freuen,
Und versetzt sie in Elisium.

— — — — —

3.

Nie bleibt die Tugend unbelohnt.

Nicht länger konnte der Baron Holm das Elend seines Vaterlandes, das unter dem Joche eines Fürsten, schwach an Geist und Körper, seufzte, ansehen. Er legte sein wichtiges Staatsamt, dem er lange Jahre mit Treue und Fleiß vorgestanden hatte, nieder, und zog sich auf seine ansehnlichen Güter zurück, um hier im Schooße der Seinigen in einer philosophischen Ruhe, als ein wahrer Weiser, der der Welt seine Schuld abgetragen hat, und sich berechtiget fühlt, den

Rest eines reifenden Alters sich selbst zu leben, seine Tage zu beschließen. Begleitet von seiner Gattin, einer der edelsten Weiber, und seiner Tochter Leopoldinen, die die Freude des würdigen Paares war, kam er in Holmberg, seinem Stammgute an, das er als Knabe verlassen, und seit dieser Zeit nicht besucht hatte. Bald lernten die Unterthanen ihren Herrn kennen und liebten und verehrten ihn nebst seiner Gattin, wie es das edle Paar verdiente; besonders aber war Leopoldine der Abgott aller Bewohner des Dorfes. Leopoldine war schön, selbst in den Augen eines strengen Beurtheilers; aber schöner noch als ihr Körper war ihre Seele. —

Im Kreise dieser liebenswürdigen Familie befand sich als Verwalter sämmtlicher Güter des Barons, Ferdinand Rheinthal. Dieser hatte als Kind beide Eltern verloren; sein angeblicher Vater war der Freund des Barons gewesen, und dieser, das Andenken und den letzten Willen seines Freundes ehrend, übernahm die Vormundschaft und Sorge für die Erziehung des Verwaisten.

In seinem drei und zwanzigsten Jahre kam Ferdinand kenntnißreich von der hohen Schule zurück, und sogleich übertrug ihm der Baron die Administration seiner Güter. Hier lebte er in einer, zwar stillen und glanzlosen, aber darum nicht weniger seinem Geiste und Herzen genügenden, Wirksamkeit. Der Posten eines Landbeamten, welcher Bürgerkronen verdienen kann, wenn sein Besitzer Muth und Klugheit hat, die Fesseln zu erleichtern, in denen wir den achtbarsten Theil der Nation in unsern Staatssystemen darniedergehalten sehen, dünkte Rheinthal ehrenvoller, als der eines müßigen Kammerpräsidenten, dessen Müh und Arbeit es ist, dem Gutachten der referirenden Räthe seinen Namen zu unterschreiben. —

Der Baron und die Seinigen und alle die ihn kannten, liebten und ehrten Ferdinand, und er verdiente reichlich diese Liebe, die man ihm auch so gern und so gemüthlich bewieß.

Ein Jahr hatte jetzt Ferdinand um Leopoldinen gelebt, als er von einer Leidenschaft für sie

sich hingerissen fühlte, die die Ruhe seines Lebens auf immer untergraben zu haben schien.

Zwar liebte ihn Leopoldine wieder, und er war hinlänglich davon überzeugt; aber er kannte die Grundsätze des Vaters, der, zwar über alle gemeine Vorurtheile erhaben, dennoch nimmer eine solche Verbindung gut geheißen haben würde; um desto empfindlicher quälte ihn also dies Hoffnungslose dieser Liebe, da nicht die Nothwendigkeit, unter welcher ein Mann immer ohne Murren resignirt, sondern blose Meinungen, deren Richtigkeit er fühlte, seinen Wünschen entgegen standen. —

Schon lange hatten die beiden jungen Leute sich geliebt, ehe sie selbst ihrer Empfindung sich bewußt waren. Da wurde Leopoldine gefährlich krank, und die erschütternde Theilnahme, die Rheinthal an diesem Zufall nahm, öffnete ihm selbst die Augen über den Zustand seines Herzens.

Leopoldine genaß, und ihr war diese Theilnahme Ferdinands an ihrer Krankheit nicht entgangen; sie prüfte sich und fand, daß auch sie ihn unendlich liebe.

Der Baron schien zu sorglos, diese Liebe zu bemerken, aber der scharfsichtigen Mutter entging die Zuneigung der jungen Leute zu einander keineswegs. Sie fühlte sich darüber beunruhiget und war lange unschlüssig, ob sie den jungen Mann warnen, oder ohne Erklärung die Liebenden zu trennen suchen sollte.

Da kam Ferdinand der besorgten Mutter edelmüthig zuvor.

Er faßte nämlich den Entschluß, der eines edeln Mannes würdig war, koste es was es wolle, eine so gefährliche Leidenschaft zu unterdrücken. Rasche Entfernung schien ihm zu diesem Endzweck der erste und nothwendigste Schritt. Er entdeckte Leopoldinens Mutter, was dieser längst bekannt war, und theilte ihr seinen gefaßten Entschluß mit. —

„Sie bringen der Tugend ein großes Opfer,“ sprach diese, „möge der süßeste Lohn Ihnen dafür werden!“

Rheinthal antwortete mit einem Blick, der trostlosen Zweifel ausdrückte.

Jetzt

Jetzt suchte er auch zu seiner Entfernung die Einwilligung von dem Baron zu erhalten und auch diesem gestand Ferdinand die Ursache seiner unerwarteten Entschließung.

„Wahrhaft edel von Ihnen gedacht,“ sagte der Baron. „Ja, lieber Rheinthal, ich gebe Ihnen meine Einwilligung, und will sogleich mich bestreben, eine passende Versorgung für Sie in der Residenz auszuwirken. In vier Wochen ist Ihr Geburtstag, den sollen Sie noch hier feiern; Sie sind dann majorenn, ich werde Ihnen als Vormund Rechnung über Ihr Vermögen ablegen, dann mögen Sie uns verlassen. Auch soll an jenem Tage zugleich das Fest der Tugend, das ich jährlich meinen Unterthanen gebe, mitgefeiert werden; denn Sie, lieber Rheinthal, waren ja der Stifter dieses Festes.

Nun suchte Ferdinand Leopoldinen auf, „Wir müssen uns trennen!“ sagte er und faßte alle seine Seelenkräfte zusammen, dieses Wort auszusprechen; dann vermied er von dem Augenblicke an, sie unter vier Augen zu sehen.

Leopoldine erschrack, doch schien sie völlig beruhigt; ihre gewöhnliche sanfte Stille ward nicht

vermehrt, nicht vermindert; ihr Betragen gegen Rheinthal war weder offner, noch zurückhaltender. Er blieb, wie immer, ihr vertrauter Freund, dessen Umgang sie suchte, mit welchem sie alle Gedanken und Empfindungen theilte. Nur von seiner Entfernung sprach sie nicht und vermied geflissentlich jede Veranlassung, die dazu führen konnte.

Diese anscheinende Gleichgültigkeit brachte Ferdinand zur Verzweiflung. — Er, der sich entfernen wollte, nicht, um selbst geheilt zu werden, sondern um Leopoldinens Empfindungen herabzustimmen, war nun untröstlich, daß das zu gelingen schien, was er mit solchen Anstrengungen zu bewirken strebte. Da löste sich das Räthsel.

Kurz vor dem Tage, der zu Ferdinands Abreise bestimmt war, ging dieser tiefsinnig im Garten umher, da stand plötzlich Leopoldine vor ihm.

„Sie wollen scheiden von hier, Rheinthal,“ sagte sie; „Sie handeln wie ein edler, wie ein großer Mann. Aber glauben Sie, daß dieses ein Mittel ist, ihren Zweck zu erreichen? Hören Sie mich an, mein Freund.“

„Ich weiß nicht, ob der Schritt, den ich thue, den Formen der Konvenienz anpaßt; aber, was ich bestimmt weiß, ist, daß mein Herz ihn zu thun gebietet. — Ich liebe Sie, Ferdinand; Hochachtung, Ehrfurcht, wie sie dem Manne von dem schwächern Geschöpfe gebühret, ist die Grundlage meiner Empfindung und die Gewähr ihr Dauer. — Vor Gott, und vor Dir, mein Geliebter, erkläre ich es hier, ich liebe Dich, und werde Dich ewig lieben. Zeit und Entfernung vermögen nichts über mich; auch über Dich werden sie nichts vermögen. — „Aber," fuhr sie fort, „ich billige Ihre Abreise. Die Ruhe meiner guten Eltern, theurer mir, als mein Leben, als meine Ruhe, ja, als meine Liebe, hängt davon ab. Allein, Rheinthal, wir werden uns wiedersehen, und ich gebe Ihnen die Ueberzeugung mit, daß das Schicksal mir zwar verbieten kann, die Ihrige zu werden, aber daß ich nie eines Andern seyn und nie aufhören kann, Sie zu lieben." —

Ferdinands Zustand bei dieser überraschenden Erklärung Leopoldinens war unbeschreiblich. Wie

in einer schmerzlich süßen Betäubung stand er da. Er konnte nur stammeln:

„Fräulein! vergessen Sie eines Unglücklichen, der Sie nimmer — o Gott! — vergiß mich, Engel! vergiß — o, daß ich hoffen könnte! — Nein! Nein! ich will nicht hoffen, eine getäuschte Hoffnung ist das schmerzlichste aller Gefühle!“

Am andern Tag war Ferdinands Geburtstag. Mit ihm wurde zugleich das Fest der Tugend gefeiert. Der Baron hatte viele Gäste dazu geladen; allein das Fest begann von allen Theilhabern, dem Baron ausgenommen, der im rosenfarbigsten Humor sich befand, mit ziemlich unfestlichem Muthe. Ein prachtvolles Mahl war geendet, da rief der Hausherr seine Gäste zur Feier des Tugendfestes auf, und man verfügte sich im Garten. Hier waren auf einem freien Platz Bänke von Rasen angelegt. Kaum hatte man Platz genommen, als ein feierlicher Zug gut gekleideter junger Leute, mit Musik bekleidet, denen die Alten folgten, ankam. Voran gingen drei Paar junge Leute, die Mädchen ganz weiß gekleidet, mit Blumen und Bändern geschmückt,

Knaben als Genien, trugen Kränze und gestickte Tücher, und legten diese auf einen Tisch vor dem Baron nieder.

Alsdann sang ein Chor:

Wir feiern heut das Fest der Tugend
Mit Jubellied und Tanz.
Um schöne Thaten kämpft die Jugend,
Dem Sieger lohnt ein Kranz.

Jetzt trat der Pfarrer des Orts, ein alter ehrwürdiger Greis auf, und hielt eine ganz kurze ungekünstelte Rede über die Veranlassung des heutigen Festes. Er erzählte, daß der Stiftung und Verordnung des gnädigen Herrn von Holm zufolge, heut zum zweitenmal das Fest der Tugend gefeiert würde, und daß nach vorgängiger Untersuchung der Handlungen der jungen Leute dieses Orts, so wie vorigen Jahres, drei Paar einer besondern vorzüglichen Achtung und Belohnung würdig gefunden worden wären. Nämlich:

Der Erste, Joseph Winzer, ein armer Taglöhner, 22 Jahre alt, fand ohnweit des Dorfes einen armen Menschen, der auf seiner Reise erkrankt war, und nicht weiter kommen konnte,

Er lud ihn ohne weiters auf seinen Schiebekarren und fuhr ihn in seine Hütte, wo er ihn nicht allein pflegte, sondern noch die Nacht in die Stadt eilte, um von da Wein und einige Arzeneien nebst andern Stärkungsmitteln für seinen kranken Gast zu holen, welcher auch wirklich bald unter der Pflege des edeln Jünglings genaß. Joseph Winzer mußte nun vor den Baron treten, der ihm einen Kranz aufsetzte, ein Tuch, worauf die Worte „Lohn der Tugend" gestickt waren, um den Arm band, und ihm 10 Ducaten reichte. Worauf das Chor sang:

Nimm hin, nimm hin den frischen Kranz,
Der deutsche Tugend ehrt.
Singt Mädchen! in des Jünglings Tanz,
Der so die Menschheit ehrt.

Der Pfarrer rief darauf den Namen: Marie Gut. Sie war die Tochter des herrschaftlichen Pächters, 19 Jahre alt, wurde in der Stadt erzogen, und lernte da, was ein gutes Mädchen nur lernen kann. Vor einem Jahre kam sie wieder zu ihren Eltern. Sie sahe die Ungeschicklichkeit mancher Kinder im Dorfe, und beklagte ihre

Armuth, die ihnen keine bessere Erziehung erlaube. Sie ließ alle Mädchen, die Lust dazu hatten, zu sich kommen, und lehrte sie spinnen, stricken, nähen, waschen, kochen u. s. w. Sie wendete den größten Theil des Tages auf diesen Unterricht, und findet noch jetzt Vergnügen in dieser Beschäftigung. Sie erhielt den Kranz, ein Tuch, und da sie vermögend war, zwar kein Geld, aber dafür von der Gattin des Barons ein Halsband von Bernstein-Corallen. — Das Chor sang:

Ihr jungen Leute lernt von ihr
Der Tugend Freundlichkeit,
Die liebreich segnend um sich her
Des Menschen Herz erfreut.

Theodor Reich, ein Vetter der Maria Gut, 20 Jahre alt, sah daß seine Base so viel Gutes that, und dachte, kann ich denn nichts thun? Er kaufte daher den Armen nicht allein ihre Schulbücher, sondern bezahlte auch das Schulgeld für sie. Auch ihm setzte der Baron den Kranz auf, gab ihm das Tuch, und da er wohlhabend

war, so erhielt er statt des Geldes, von der Baronin eine silberne Uhr. Hier sang das Chor:

Nimm guter Jüngling hin den Kranz,
Der deine Tugend ehrt.
Streut, Mädchen! Blumen in den Tanz,
Des deutschen Jünglings werth!

Sophia Herzlich, 25 Jahre alt, hatte keine Mutter mehr, sondern einen alten armen Vater, der sein Brod nicht mehr verdienen konnte. Sie erhielt ihn mit ihrer Hände Arbeit. Ein bemittelter Pachterssohn hielt an um ihre Hand, und Sophie liebte ihn. Schon waren sie verlobt, da erklärte ihr der Bräutigam, daß er ihren alten Vater nicht zu sich nehmen könne. — Da entsagte sie ihrer Liebe, und ihr Entschluß kostete ihr keinen Kampf; sie blieb lieber unverheirathet, als daß sie ihren alten Vater verlassen hätte. Der Baron reichte ihr den Kranz, ein Tuch und 10 Ducaten. Das Chor sang:

Wer seine Eltern so verehrt;
Der ist des besten Kranzes werth.

Hermann Frisch rettete mit Lebensgefahr, als das Haus zweier alten Leute brannte, diese aus

den Flammen. Nur langsam und mit vieler Mühe wurde der dabei sehr Beschädigte geheilet und wiederhergestellt; und doch hörte man ihn heimlich dem lieben Gott danken, daß er ihn zum Werkzeuge gebraucht habe, den armen Leuten das Leben zu retten. Er erhielt den Kranz, ein Tuch und gleiches Geldgeschenk mit den Andern. Hier sang das Chor:

Wer seines Nächsten Leben so
Erhält, der ist es werth
Daß man ihn lohnet und daß ihn
Die ganze Menschheit ehrt. —

Hannchen Hübsch, 20 Jahre alt und arm, kam zu einem reichen Herrn als Dienstmädchen in die Stadt, der ihrer Tugend nachstellte, und ihr, nebst reichen Geschenken, eine gute Versorgung auf Lebenszeit versprach. Mit Verachtung lehnte sie das schändliche Anerbieten ab, und kehrte lieber in ihre Armuth wieder zurück. Sie erhielt, was der Vorige erhalten hatte. Das Chor sang:

Nimm Mädchen hin den frischen Kranz,
Der deine Tugend ehrt,
Und ihr streut Blumen in den Tanz,
Dem deutschen Mädchen werth. —

Ein Kranz war noch übrig, der Baron nahm ihn, stand auf, trat zu Ferdinand, und bekränzte ihn damit.

„Ihr edles Betragen,“ sagte er, „hat reichlich diesen Kranz verdient; nehmen Sie ihn, und mit ihm die Hand meiner Tochter.“ —

Ich überlasse es der Einbildungskraft der Leser, sich die Wirkung dieser Worte vorzumalen. Leopoldine sank ohnmächtig in ihres Vaters Armen, die Mutter schlang den Arm um ihren Gatten und ihr Kind, und Ferdinand stürzte zu den Füßen des Barons. —

„Nur sachte!“ rief der Baron. „Ich bin noch nicht fertig. Hier dieser Rheinthal ist der Sohn meines verstorbenen Bruders. Viele von Ihnen hier wissen seine unglückliche Ehe und sein trauriges Schicksal. Er lebte verborgen unter einem andern Namen, und übergab mir vor seinem Tode seinen Sohn und ein Vermögen von 50,000 Rthlrn., aber ich mußte ihm schwören, seinen Sohn nicht eher seinen Stand zu eröffnen, bis dieser sein fünf und zwanzigstes Jahr würde erreicht haben. Heute feiern wir diesen frohen

Tag, und mein Eid ist gelöst. — Komm, Ferdinand, geliebter Sohn meines geliebten Bruders, komm in die Arme deines Onkels, der sich herzlich freuet, noch dabei dein Schwiegervater zu werden. Nun wollen wir auch noch heute das Fest der Verlobung feiern. Morgen reise nach der Residenz, du bist Kammerrath. Richte dich dort ein, und heut in einem Jahre sei der Tag eurer ehelichen Verbindung.

Nun ging fröhlich auch das Fest der Verlobung vor sich. Am andern Morgen übergab der Baron seinem Neffen sein Vermögen, das jetzt an 60,000 Rthlr. betrug, und dieser reiste nach der Hauptstadt, wo er sein Amt antrat und bald von Jedermann geschätzt und geliebt wurde.

Bald floß das Jahr dahin. Sehnsuchtsvoll eilte Ferdinand nach dem Gute seines Onkels, den er einigemal, aber nur auf kurze Zeit, besucht hatte, und nach wenigen Tagen war er der glückliche Gatte seiner Leopoldine.

Auch im Unglück wird der nicht erbeben,
Dem die Tugend in dem Herzen wohnt;
Sie erhebt ihn, weckt zu neuem Leben
Ihn, und durch sie fühlt er sich belohnt. —
— — — — —

4.

Wenn die Noth am größten, ist die Hülf' am nächsten.

Mit trauriger Miene trat der Konsistorial-Bote in das Zimmer des Pfarrers Ludwig Heinemann, der mit seiner jungen Gattin eben beim mäßigen Frühstück saß. Eine Thräne glänzte im Auge des alten Mannes, der stillschweigend mit einem tiefen Seufzer ein Rescript des Konsistoriums auf die Tafel legte.

Heinemann wollte dem Boten seine Gebühr reichen; dieser schob das Dargebotene langsam

zurück, wischte sich die Thräne aus dem Auge, und verließ eiligst das Zimmer.

„Großer Gott! was ist das?“ rief die erschrockene Gattin.

„Was wird es seyn!“ erwiederte ruhig Heinemann; „meine Absetzung! Beruhige Dich, theuerste Caroline, ich that, was der Mann von festem Character thun mußte, und habe mir, Gottlob! keinen, auch nicht den geringsten Vorwurf zu machen!“

Schon am dritten Tage waren die Eheleute auf dem Wege, ihre Pfarrei, ja ihr Vaterland für immer zu verlassen, um im fremden Lande das zu finden, was sie auf die ungerechteste Weise in dem ihrigen verloren hatten. Noch war ihnen keine Aussicht in die Zukunft offen, ein Koffer von mittlerer Größe faßte all ihr Habe, und kaum hundert Gulden war ihr ganzes Vermögen.

„Befiehl dem Herrn deine Wege; was er thut, ist wohlgethan;“ sagte Heinemann zu seiner zagenden Gattin, als sie am zweiten Abend ihrer Reise, spät, von Sturm und Ungewitter vielfach bedrängt, endlich das Ziel ihrer heutigen Wan-

derung, ein kleines Landstädtchen, schon über der Grenze von Heinemanns Vaterland, erreicht hatten. Freundlich empfing der Wirth die ermatteten Reisenden, und führte sie in ein eigenes Zimmer, welches sie verlangt hatten. —

Täglich, ja stündlich hatte Ludwig seiner Gattin Muth eingesprochen; heute dieses zu thun, fand er besonders nöthig. Denn zu schwer lastete das Gewicht des Unglückes auf ihr, und die Tiefgebeugte vermochte es nicht, den Gedanken an Gottes Allliebe und Vorsicht zu fassen; nicht nur der Kummer über den Verlust der Pfarrei, über die Verweisung aus dem Vaterlande, sondern auch der Schmerz über den Tod eines hoffnungsvollen Kindes, das vor einigen Wochen zu den Schaaren der Seligen eingegangen war, lag auf ihrer Seele. Ja es schien, als habe das schwache Weib mit den letzten Erdenfreuden auch den kindlich frommen Glauben an eine allgütige Vorsicht zu Grabe getragen.

Vergebens hatte heute ihr Gatte gesucht sie zu trösten; sobald daher die Eheleute von der Neugierde des Wirthes befreit waren, sank Ca-

roline weinend an des Gatten Herz. Dieser küßte die Thränen von ihren Wangen und sagte: „Faß Muth, Geliebte,“ indem er sie fest an seine Brust drückte, „vertrauest du denn gar zu wenig der Güte des Vaters, der da oben thronet? Meinst du, er, der Millionen Wesen aus dem Nichts ins Seyn rief, der unzählige Welten schuf, der sollte uns untergehen lassen, wenn wir wohlgefällig vor ihm wandeln und uns vertrauungsvoll seiner Leitung hingeben? O, gewiß nicht, theure Gattin! Gott führt unsere Schritte nach seinem unerforschlichen Willen; laß uns vertrauen auf ihn, er wird alles wohl machen, und es weit herrlicher, als wir zu begreifen vermögen, hinausführen.“

Aber Caroline hörte nicht auf die Trostworte des Gatten.

„Was bleibt uns denn noch? Was kannst du noch hoffen?“ sagte sie; „Arm, verlassen, vertrieben vom vaterländischen Boden, an den sich so viele Erinnerungen einer, leider zu schnell entflohenen Vergangenheit knüpfen, irren wir heimathlos umher, ohne Aussicht in die Zukunft.

Nirgend findet mein tiefgebeugtes Herz Trost und Beruhigung, denn Alles, alles ist ja dahin, Freude, Glück, Ruhe, Zufriedenheit! Ach! hättest du dem Willen des Fürsten nachgegeben, hättest du Grundsätzen entsagt, die uns ins äusserste Elend stürzen mußten, wie ganz anders würde es jetzt mit uns seyn! Uns blüheten dann noch die Freuden eines stillen häuslichen Glücks. Schon am frühen Morgen freueten wir uns auf den Abend, wo wir nach den Beschwerden des Tages in traulichen Gesprächen am Ufer der Fulda lustwandeln würden. Doch nein, so sollte es nicht bleiben. Du standest unerschütterlich fest, wie der Fels im Meere, an dem alle Wogen fruchtlos ihre Kraft zersplittern. Und was lohnt dir denn deinen Muth, deine Standhaftigkeit?"

„Willst du mir," antwortete Heinemann, „zumuthen, so sträflich zu handeln, und die Sache Gottes und seiner heiligen Religion dem Willen der Menschen, dem Despotismus eines Fürsten zu unterwerfen? Ich bin Mann, deutscher Mann, war Seelsorger, und diesem geziemt Standhaftigkeit, wie sie der große Verbesserer

der Religion ausübte. Oder wäre meine Sache wohl nicht so gerecht als jene, wofür Luther einst stritt, zwar lange duldete, aber, da er die Hoffnung nicht kleinmüthig aufgab, dennoch siegte? O gewiß, Caroline, auch unsere Leiden werden enden und herrlich gekrönt werden."

Noch immer schüttelte die Gattin das Köpfchen, doch flossen nicht mehr so reichlich die Thränen und sie begaben sich zur Ruhe.

Noch herrschte eine allgemeine Stille im Wirthshause, kaum erleuchtete der erste Strahl der Sonne den Gipfel des nahen Berges, da verließ Heinemann die schlafende Gattin und begab sich in den Garten des Hauses, in die freie Natur, um da sein Herz zum Vater des Lichtes zu erheben und ihn um Muth zu bitten, die Bedrängnisse seines künftigen Pilgerlebens standhaft zu ertragen.

Betend sank er hier auf die Knie und demüthigte sich im Staube vor dem Angesichte des Herrn, welcher mit Wohlgefallen auf den frommen Dulder niedersieht, der auch dann noch im festen Vertrauen beharrt, wo sich ihm alle Aussichten

auf irrdische Glückseligkeit verschließen; der auch dann noch den festen Glauben hält, wo die Gegenwart ihm kein Trost, die Zukunft nur Trübsale und Schrecknisse bringen zu wollen scheint.

Gnädig erhörte Gott sein Flehen und sandte Muth und Standhaftigkeit in die Brust des Bekümmerten, der sich nun gestärkt erhob und dem Hause zukehrte, denn schwarze Wolken zogen am Himmel empor und verdunkelten das freundliche Sonnenlicht. Bald stürzte der Regen in Güssen nieder, und an das Abreisen der beiden Eheleute war nicht zu denken. Heinemann ging daher nach seinem Zimmer und fand seine Gattin zwar auf, aber noch immer des Trostes bedürftig.

Da sprach er noch begeistert, Kraftworte an ihr Herz, Caroline fühlte jetzt auch neue Stärke in ihrer Brust erwachen, stürzte an des Gatten Busen und gelobte da, ihre Schwermuth aufzugeben, und die Hoffnung nicht ganz sinken zu lassen. Mit vielen gehaltreichen Worten stärkte Ludwig diesen Vorsatz noch, und ermunterte sie, ihn standhaft auszuführen.

Jetzt schwieg der Sturm, die düstern Wolken verschwanden, und statt der Blitze leuchtete die freundliche Sonne heiter hernieder; nun beschloßen sie ihre Wanderung weiter fortzusetzen; da klopfte es an ihrer Thür, und herein trat ein stattlicher Mann, der, obgleich mehrere Orden seine Brust schmückten, mit freundlichen Blicken Heinemann seine Rechte darbot.

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, meine Zudringlichkeit;" sagte der Fremde, „Ich war ihr Nachbar gestern und heute, nur eine dünne Wand schied unsere Zimmer. Ich hörte aus dem Munde ihrer Gattin das Mißgeschick, das Sie getroffen; aber auch die schönen Trostgründe, die Sie ihrer Gattin darreichten; bewunderte ihren Muth und die Festigkeit, womit Sie auf das Vertrauen Gottes bauen. So ein Mann, dachte ich, muß der beste Führer, der Vater einer Gemeinde seyn; auch war mir ihre Geschichte nicht unbekannt; ich wußte, daß Sie unschuldig litten, und ich fühle mich glücklich, Sie hier gefunden zu haben.

„Ich bin der Graf Schönthal, mein Gut liegt drei Meilen von hier. Vor wenigen Tagen starb mein Pfarrer, und ich glaube diese Stelle nicht besser als durch Sie besetzen zu können. Die Pfarrei trägt an 1000 Rthl. Schlagen Sie ein, mein Wagen steht vor der Thür, und in wenig Stunden sind Sie in ihrem Eigenthum.“

Staunend, von Freude überrascht standen die beiden Dulter, sie vermochten nicht in Worten ihr Gefühl auszudrücken. Heinemann faßte sich zuerst, dankte stammelnd dem Grafen und schlug ein, indeß Caroline Ströme der Freudenthränen vergoß. Sie reisten mit dem Grafen nach Schönthal, und schon am andern Morgen stellte dieser der Gemeinde in Heinemann ihren neuen Pfarrer vor.

„O, wie recht,“ sprach am andern Morgen Caroline zu ihrem Gatten, „wie Recht hattest du, als du mir im Wirthshause jene Trostworte sagtest: Laß uns vertrauen auf Gott, er wird Alles wohl machen, besser, als wir es begreifen können.“

„Ja,“ sagte Heinemann, „ewig sei dem Allgütigen Preis und Dank, und laß uns niemals an seiner Vorsehung zweifeln; laß uns immer den festen Glauben haben, daß er die nicht verläßt, die fest auf ihn bauen, und laß uns standhaft auch im Glück, so wie im Unglücke bleiben, und nie soll die Hoffnung aus unserer Seele schwinden, denn wie oft, wenn des Menschen Noth am größten ist, steht uns die Hülfe am nächsten.

5.

Robert Werner, Dieb, Räuber und Mörder.

(Aus Criminal-Akten zu C. gezogen.)

Die Natur hatte wenig an Robert Werner gethan. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer fuchsrothen Farbe, eine plattgedrückte Negernase und dicke Lippen gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche das ganze weibliche Geschlecht von ihm verscheuchte, und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Robert wollte ertrotzen, weil er mißfiel, so setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich und glaubte daher er liebe. Das Mädchen das er wählte, spottete seiner Häßlichkeit und Armuth, und begünstigte einen Jägerburschen, der sie durch

Geschenke erwarb. Robert bemerkte dieses, und eröffnete sich eine Quelle durch größere Geschenke seinen Nebenbuhler auszustechen; dieß gelang ihm in so weit, daß Marie ihn mit einigen Wohlwollen begegnete.

Er war Wilddieb geworden. Frühzeitig bemerkte der Jägerbursche den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und forschte mit Eifersucht nach den Quellen, woraus Robert den Betrag für diese Geschenke hernehme. Bald entdeckte er diese. Friedrich war nun unermüdet die Gänge seines Feindes zu beschleichen, und es gelang ihm, denselben auf der That zu ergreifen. Robert wurde eingezogen, und eine Geldbuße, die er, um die zuerkannte Strafe abzuwenden, erlegen mußte, machte ihn ganz zum Bettler.

Friedrich triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Feld geschlagen, und Mariens Gunst für ihn, der nichts mehr geben konnte, verloren. Robert kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer von Mariens Gunst.

Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu dem beleidigten Stolze, Noth und Eifersucht stürmten vereint auf seine Empfindlichkeit ein. Er ward wieder Wilddieb; abermals durch Friedrichs Wachtsamkeit entdeckt, und angegeben. Jetzt erfährt Robert die ganze Schärfe des Gesetzes, und wurde auf ein Jahr ins Zuchthaus abgeliefert.

Sein Strafjahr war vollendet, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, er eilt sich Marien zu zeigen, und wird höhnisch abgewiesen. Die dringendste Noth zwingt ihn sich als Taglöhner anzubieten. Der Bauer, der Bürger dem er sich anbietet, zuckt die Achsel und spricht: „Ja, wenn Ihr nicht in Zuchthaus gesessen hättet.“ Er meldet sich als Hirte des Städtchens, aber man will keinen Taugenichts die Schweine anvertrauen. In allen seinen Entwürfen und Hoffnungen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, von Noth und Mangel gedrückt, wird er zum drittenmal Wilddieb und zum drittenmal trift ihn das Unglück, seinem wachtsamen Feinde in die Hände zu fallen. Jetzt wurde er zur drei-

jährigen Schanzarbeit auf der Festung verurtheilt. Er betrat die Festung als ein Verirrter, und verließ sie als ein Lotterbube. Er wurde zu zwanzig Gefangenen gesperrt, unter denen sechs Mörder, und die Uebrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Unter diesen wurde Robert ein vollendeter Bösewicht. Von jetzt an lechzete er nach nichts als nach Freiheit und Rache. Er betrachtete sich als ein Märtirer des natürlichen Gesetzes, als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend schüttelte er seine Ketten, und schwur unversöhnlichen, glühenden Haß allen Menschen, besonders aber seinem Feinde Friedrich.

Sein erster Gedanke, sobald er sich frei sah, war seine Vaterstadt. Er hatte dort nichts mehr zu suchen, nur der Durst der Rache trieb ihn dahin. Sein Herz klopfte wilder in seiner Brust, als er von weitem aus den Kirchthurm erblickte. Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die er dort erlitten hatte, erwachte wieder mit einem Male; alle Wunden bluteten wieder, alle verharrschten Narben gingen aufs Neue auf.

Er verdoppelte seine Schritte, denn es erquickte ihn im Voraus, seine Feinde durch seinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und es dürstete ihn jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als er vormals davon gezittert hatte.

Er trat in seine Vaterstadt, und Jedermann, der ihn aufstieß, eilte scheu zurück. Diese Verachtung schmerzte ihn bitter. Er wollte eine Herberge aufsuchen und ihm begegnete Marie. „Bist du wieder da, lieber Robert!“ sagte sie, und wollte ihn umarmen. Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung und eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Er ahnete schnell, was hier geschehen seyn möchte. „H...! rief er, und drehte ihr lachend den Rücken zu.“ Es that ihm wohl, daß noch ein Geschöpf unter ihm im Range der Menschen war. Er hatte sie niemals geliebt.

Wie schon gesagt, alle Welt floh ihn wie einen Giftigen, aber er hatte endlich verlernt sich zu schämen. Vorher hatte er sich den Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung ihm un=

erträglich war. Jetzt drang er sich auf, es ergötzte ihn, sie von sich zu scheuchen.

Zwar stand Robert die ganze Welt offen, er hätte vielleicht in einem fremden Lande für einen ehrlichen Mann gegolten, aber er hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten ihn endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war seine letzte Ausflucht, die ihm übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil er an keine mehr Anspruch machen durfte.

Was er eigentlich beschlossen hatte, war ihm selber noch unbekannt. Er wollte Böses thun, so viel wußte er, er wollte sein Schicksal verdienen. Sein erstes war, daß er das Wildschießen fortsetzte, nur mit mehr Vorsicht, und fest entschlossen, den Entdecker eine Kugel durchs Hirn zu jagen. Es kitzelte ihn den Befehl seines Landesherrn zu verhöhnen, und ihm nach allen Kräften zu schaden. Er lebte dabei kümmerlich, um nur den Aufwand für Pulver und Blei sich anzuschaffen. Eines Tages hatte er nach seiner Gewohnheit den Wald durchstrichen, da entdeckte

er auf schußgerechte Entfernung einen schweren Hirsch. Er wollte darauf anschlagen; da stand nur wenige Schritte von ihm sein Feind Friedrich, gleichfalls seine Büchse auf das Wild gerichtet. Eine tödtliche Kälte fuhr Robert bei diesem Anblick durch seine Gebeine. Just war dieser der Mensch, den er unter allen Geschöpfen am gräßlichsten haßte, und dieser war nun in seiner Gewalt. Er wendete sein Gewehr auf Friedrich, sein Arm zitterte, seine Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfroste, und der Odem sperrte sich erstickend in seiner Lunge. Fast eine Minute lang blieb er ungewiß — Rache und Gewissen rangen hartnäckig, die Rache gewann und Friedrich lag todt am Boden. —

Das Gewehr entfiel seiner Hand. „Mörder!“ stammelte er gezogen. Er näherte sich dem Ermordeten, nahm dessen Uhr und den Geldbeutel, worin ohngefähr zwei Thaler waren. Trotz war es, daß er sogleich Uhr und Börse wieder hinwarf, er wollte nur für einen persönlichen Feind Friedrichs, nicht für seinen Räuber gehalten seyn.

Jetzt floh er waldeinwärts der Grenze zu, die noch vier Meilen entfernt war. Die Eilfertigkeit der Flucht hatte seine Gewissensangst zerstreut, aber sie kam schrecklicher zurück, wie seine Kräften mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen am ihm vorüber, und schnitten wie Messer in seine Brust. Er hatte zum Selbstmorde kein Herz, und entsetzte sich doch vor der Aussicht in der Welt zu leben.

In sich gekehrt und langsam, ohne sein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob er sich vor den Augen der leblosen Natur unkenntlich machen wollte, hatte er unbemerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der ihn ins dunkelste Gebüsch führte — als plötzlich eine Stimme rauh und befehlend ihm ein „Halt," zurief. Er schlug die Augen auf, und sah sechs Schritte vor sich einen Mann stehen, der eine große knotige Keule in der Hand hatte, ein großes Schlachtmesser und eine Pistole stack in einem Stricke, den er als Schärpe um sich trug. Der Ruf wurde wiederholt. Der Anblick eines Menschen hatte Robert in Schrecken gesetzt, aber da

er ihm gleich sein Handwerk ansah, so gab ihm dieses Muth. In seiner dermaligen Lage hatte er Ursache vor jedem redlichen Manne, aber vor keinen Räuber zu zittern.

„Wer da?“ fragte der Fremde.

„Deinesgleichen,“ war Roberts Antwort, „wenn Du wirklich bist, was ich mir denke.“

„Du sprichst brutal,“ sagte der Mann, „wie ein Bettler.“

„Das war ich noch gestern“ erwiederte Robert, „heut noch etwas Schlechteres.“

„Du gefällst mir Kamerad, komm trink einmal!“ mit diesen Worten langte er aus seiner Tasche eine Flasche hervor, trank und reichte sie Jenem.

Der Trunk hatte den Durstigen wohlgethan, bald war die Bekanntschaft gemacht, und er erzählte ohne Hehl dem Manne seinen ganzen Lebenslauf.

„Bravo Kamerad!“ sagte der Fremde, als Robert geendet hatte, „du bist ein ganzer Kerl; komm folge mir, und deine Noth soll ein Ende haben.“

Dieser folgte und wurde noch eine halbe Stunde lang Waldeinwärts geführt.

Jetzt standen sie an schroffen Absturz eines Felsens, der sich in eine tiefe Kluft hinunter bückte. Der Fremde pfiff, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Sie stiegen beide hinunter und waren nur wenige Schritte unter der Felsmauer hinweggegangen, als sich der Grund erweiterte und einige Hütten sichtbar wurden. Mitten zwischen diesen war ein Rasenplatz auf welchem an zwanzig Menschen um ein Feuer gelagert waren.

„Hier, Kameraden!“ sagte Roberts Führer und stellte diesen in die Mitte, „bringe ich einen, der unserer Gesellschaft würdig ist.“

Mehrere Männer und Weiber drängten sich sogleich an den Ankömmling und hießen ihn willkommen. Dieser drückte ihn die Hand, jener schüttelte ihn vertraulich am Kleide, und jeder nöthigte ihn zu Essen und zu Trinken auf. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Flasche mit Wein wanderte unermüdet von Nachbar zu

Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen.

„Du siehst Bruder,“ sagte der Führer Roberts, „wie wir leben und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Kannst du dich entschließen mit uns zu leben, so schlage ein.“

Roberts Kopf glühete, sein Blut in seinen Adern kochte. Die Welt hatte ihn ausgeworfen, wie einen Verpesteten — hier fand er brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Er schlug ein; und war jetzt Räuber im engsten Verstande. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe herabsank, mußte sich endlich alles erlauben, was die Menschheit empört.

Der Ruf der Bande verbreitete sich in Kurzem durch das ganze H....sche Land. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche wurden verübt, und die Gerechtigkeit bestrebte sich vergebens, die Bande völlig auszurotten; denn wenn auch einzelne Mitglieder derselben eingebracht wurden, so wurde bald ihre Stelle mit andern Subjecten ersetzt. Robert war so

glücklich

glücklich jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vernichten.

Schon ein volles Jahr hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, zu der er gehörte, erfüllte seine Erwartungen nicht. Neid, Argwohn, Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Gesellschaft. Sein seither verstummtes Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natur der Reue wachte wieder in seinem Busen auf. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand mehr, als sich allein zu verfluchen. Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden könnte.

Um diese Zeit war es, daß zum zweitenmal deutsche Krieger über den Rhein gingen, den korsischen Thronenräuber in sein Nichts zurückzuschleudern.

Robert, der Unglückliche, schöpfte Hoffnung von diesem Umstand, und schrieb an seinen Lan-

desherrn um Pardon, und um die Bewilligung sich den Truppen anschließen zu dürfen. Den Willen des Fürsten wollte er aus öffentlichen Blättern ersehen. Es erfolgte auf zwei solche Schreiben keine Antwort; seine Hoffnung erlosch, er faßte also den Entschluß aus dem Lande zu fliehen, und sonstwo Dienste zu nehmen.

Robert entwischte glücklich seiner Bande, und trat seine Reise auf einem geraubten Pferde an. Sein Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Durch das ganze H....sche Land war Befehl zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen; deswegen wurde er am Thore angehalten, und um seine Päße gefragt. Robert war zwar vorbereitet und führte einen Paß mit sich, den er ohnlängst einem beraubten Kaufmann abgenommen hatte. Allein der Thorschreiber, pfiffig wie ein Grünfischer, glaubte seinen Augen mehr, als dem Papiere, indem er wenig Gleichheit in der Beschreibung mit dem Paßagier fand, und dieser war genöthigt, ihm nach dem Amthause zu folgen. Mehrere Leute

waren aus Neugierde gefolgt und Robert glaubte sein Pferd sei in Steckbriefen beschrieben. Jetzt machte ihn sein böses Gewissen zum Dummkopf, er gab dem Pferde die Sporn und rennte davon.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand, man setzt ihm nach.

„Ein Spitzbube! ruft die Menge und Alles stürzte über ihn her; die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einen Sack, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden. Er zieht eine Pistole, droht zu feuern, das Volk weicht, da entreißt ein kräftiger Schlag eines Grobschmiedts der Hand des Verfolgten das Gewehr, und er wird im Triumphe nach dem Amthause zurückgeschleppt.

Der Amtmann betrachtet ihn genau, sucht in Papieren, liest und sagt endlich: „Ihr seid der berüchtigte Robert Werner.“

„Ja, ich bin es, Herr Amtmann,“ erwiederte dieser, „schreiben Sie unserm Landesherrn es wäre ihm bekannt, daß ich ein brauchbares

Mitglied des Staates hätte werden wollen, er hätte meine Bitte verworfen, daß ich jetzt auf dem Wege gewesen sei, meine Dienste als Soldat einen andern Fürsten anzubieten, und ich überließ mich seiner Gnade." Ein volles Jahr blieb Robert in Untersuchung, dann war sein Urtheil auf Zeitlebens als Eisengefangener nach Z.... gebracht zu werden, wo er sich noch in diesem Zustande gegenwärtig befindet.

6.

Ludwig und Antonie, oder Wahnsinn aus Liebe.

Der Kaufmann Jacob Gießbach lebte in N., einer bedeutenden und reichen Handelsstadt. Er gehörte unter jene Glückspilze, die in diesem Jahrhunderte so häufig in Deutschland wachsen; er hatte sich durch einen entehrenden Fehltritt der Tochter seines Herrn, die er heirathete, vom Markthelfer zum Compagnion seines Prinzipals emporgeschwungen. Nur nothdürftig füllte er dieses Fach aus, denn er besaß gar wenige kaufmännische Kenntnisse, aber doch Waarenkenntnisse, und einen ihm angebornen Speculationsgeist. Das Glück und das Vermögen seines Schwiegervaters machten ihn bald zum reichen Manne.

Mit seinem Reichthume hatten seine Sitten und Bildung nicht Schritt gehalten, sondern er blieb, wie alle Emporkömmlinge grobstolz, aufgeblasen, voll Dünkel und Eitelkeit. War diese zu befriedigen, dann schonte er keine Summen, so sehr er sonst seinen Mamon liebte.

Nur blos dieser Eitelkeit hatte seine einzige Tochter Antonie eine geistige Bildung, die weit über die Grenzen ihres Standes sich erhob, zu verdanken. Sonderbar war diese Bildung der Tochter im Contrast mit dem plumpen Ton des Vaters, der auch im ganzen Hauswesen herrschte.

Noch kam hinzu, daß Antoniens reizbares Köpfchen auch über die Schranken ihres Standes und Hauswesens hinaufgeschraubt wurde. Sie fand nicht so leicht Jemanden, dem sie ihren Ueberfluß an Bildung, ihrer feinen Empfindungen, ihrer Ideale mittheilen konnte. Sie lebte also in sich und mit sich allein in einer höheren Sphäre. Das Treiben und Drängen und Thun des gewöhnlichen Lebens wurde ihr nicht selten lästig, am lästigsten aber die großen Gastmahle, die ihr roher Vater aus Eitelkeit nur Leuten gab,

die so roh wie er, und mit ihm gleiches Sinnes waren. — Und doch entschied ein solches Gastmahl über Antonie.

Ein junger Mensch wurde eingeführt, der erste Blick den Antonie auf ihn warf, zeigte ihr, daß er eine feine Bildung genossen hatte. Schon sein anständiges Wesen, sein dreistes und doch bescheidenes Auge, welches gar bald das holde Mädchen fand, zog diese zu ihm hin. Er wurde Antoniens Tischnachbar, und hier fand sie zum erstenmal eine Saite, die mit ihrer Seelen-Harmonie in Accord stand, und nicht in Mißtönen wiederhallte. Ihre zarte Phantasie rankte sich an seinen ausgebildeten Geiste, wie die Rebe an den Ulmbaum. —

Ludwig Stein, Antoniens Tischnachbar, war der Oberprovisor des Hofapothekers, der sich auch gegenwärtig befand, und den heute Herr Gießbach am Ende der Tafel, der Gesellschaft als seinen künftigen Schwiegersohn vorstellte. Ein Donnerschlag für Antonie. Zum erstenmal mit einem Menschen, einem jungen, schönen Mann, voll Geist und Herz, in reiner Harmonie, und nun

zerrissen alle Saiten des melodischen Einklanges, auf einmal zerrissen mit der grausamen Hand des Vaters; und gefesselt werden nun an einen Mann von rohen Sitten und verschrobenem Kopfe, dem nicht Kenntnisse und Verdienste, nur seine Reichthümer den Titel verschaft hatten. Welch trauriges Loos für Antonie!

Der Töchter sonst gesuchte Zufluchtsort ist in allen Nöthen der mütterliche Busen; aber auch hier fand die gepeinigte Tochter keinen Rath und keinen Trost. Die Mutter glich dem Vater; stumpf für seine Gefühle und zarte Empfindungen, war nur grobe Sinnlichkeit ihre Haupt-Tendenz.

Unglücklich ist der Sterbliche, der in Freude und Leid allein steht. Wie wohlthätig ist ihm ein Wesen homogener Art. Antonie hatte dieses Wesen in Ludwig gefunden und eben so schnell verloren. Traurig saß sie in ihrem Zimmer, der wohlthätige Schlaf entfloh ihrem Lager, da berührten Flötentöne ihr Ohr, bald sanft schwebend, bald stürmisch verlangend, bald mit Festig-

keit und männlichen Sinne gehalten, dann begeistert, sich gleichsam zu den Sternen schwingend.

Diese Töne thaten dem Herzen Antoniens wohl und so weh, sie drängten sie zu ihrer Guitarre, sie spielte und sang, die Flöte fiel ein, da trat sie ans Fenster, und der Vollmond beschien am benachbarten gegen über die Züge des geliebten Gastes.

Bald war hier flüsternd eine Unterhaltung angeknüpft, die sich erst um allgemeine Gegenstände, bald aber um ihre Persönlichkeit wand. Im sanften Schimmer des Mondes fanden sich ihre Herzen. Unbesorgt um das Wie der Möglichkeit, entrückt der Wirklichkeit, schwärmte ihre Liebe in höheren Regionen. So überraschte sie die Morgenröthe; da zog sich Antonie zurück, warf sich aufs Bette, und rosenfarbe Träume umgaukelten ihren Schlummer.

Am andern Morgen wälzte der Vater einen Stein vom Herzen der Tochter, indem er, nun nüchtern erklärte, daß der Pillendreher nie Antonie haben sollte, indem er mit ihr höher hinaus wollte. Eine Bürde war nun abgewälzt,

aber eine zweite lastete noch, denn schwer konnte sie hoffen, daß der Mann ihrer Liebe auch der Mann ihrer Ehe werden durfte. Sie floh in ihr Zimmer, sich den Gauckeleien der Phantasie und den luftigen Träumen der Zukunft überlassend.

Der Hofapotheker trieb zwar auf das Versprechen des Herrn Gießbachs, allein dieser nahm es für Scherz, versicherte es müsse ihm solches im Rausche geträumt haben, und warf den Freier, da dieser hitzig wurde, ohne weiters zur Thüre hinaus. Antonie horchte hoch auf, als ihr bei Tische der Vater diesen Bruch erzählte, und einen Fluch auf den fernern Umgang mit diesem groben Narren setzte. Aller Zumuthungen von dieser Seite war sie nun entledigt.

Die Liebe hofft, kämpft und siegt, und die Zeit bringt Rosen.

Die lang ersehnte Nacht kam. Kaum warf der Mond den ersten Silberblick durchs Fenster, als schon die Flöte Antonie zu ihm hinlockte. Wie gestern, schwärmten die Liebenden im Gebiete der Möglichkeit, doch schon mit einigen System, denn sie entwarfen Pläne, wie Ludwig

in Gießbachs Haus Zutritt sich verschaffen könne. Da kam der Zufall ihnen zu Hülfe. Gleich am andern Morgen begann der Vater zu seiner Tochter: „Sage mir, wer mag wohl die Nacht so schön die Flöte geblasen haben. Das wäre ein Mann für mich, der könnte mich accompagniren!“

Unter den Eitelkeiten Gießbachs gehörte auch die, daß er sich für einen Virtuosen auf der Violine hielt. Antonie versprach sich zu erkundigen, und kaum waren die Fenster am Abende geöffnet; so war Ludwig schon von allen unterrichtet. Er griff nach der Flöte und entweihte sie mit den Melodien veralteter Trinklieder. Gießbach ward so bezaubert davon, daß die Liebenden ihn bald mit seinem unharmonischen Basse intoniren hörten. Er wurde im Nachfragen nach dem Flötenspieler immer ungeduldiger und heftiger, bis ihm endlich am vierten Tage Antonie sagte, daß der junge Oberprovisor, der neulich bei ihm gespeißt, so glücklich sei, des Vaters Beifall erlangt zu haben.

„Nun, das ist schön, sagte Gießbach, laß

ihn heut Abend auf eine Suppe bitten, er soll die Flöte mitbringen."

Ludwig folgte willig, wie sich leicht denken läßt, der Einladung, und wurde von Herrn Gießbach nach seiner Art freundlich und artig genug empfangen; dessen Eifer, sich mit seinen Talenten zu brüsten, so groß war, daß er gleich nach den ersten Begrüßungen seine Violine herbei holen ließ. Und nun begann ein Conzert einzig in seiner Art. Ludwig zog sich gut aus der Sache. Ein dröhnendes Bravo war am Schlusse sein Ehrenlohn und bei Tische ein Platz neben Antonien seine eigentliche Belohnung. Nach Tische wurde wieder musicirt, und Antonie mußte ihre Guitarre holen.

Von nun an blieb Ludwig Stein ein für allemal der abendliche Tischgenossen und Gesellschafter Gießbachs, und wurde sogar auf dessen Verlangen der Lehrmeister seiner Tochter in der Musik. Auch bei der Mutter gewann er bald durch Schmeicheln, zu dem sich aus Liebe sein Herz überwand, einen Stein im Brette, und nun glaubte er, es sei Zeit mit seiner Bewer-

bung um Antoniens Hand, und seinen Vorschlägen einen Droguerie-Handel anzulegen, ans Licht zu kommen. Sie fanden eine weniger schwierige Aufnahme, als er gefürchtet hatte.

Hm! — sagte der Alte — die Sache ließ sich überlegen; nach dem Titel als Commerzienrath — und — nun, man wird ja sehen. — Machen Sie den Versuch.

Die Vorschläge die nemlich Ludwig dem alten Gießbach that, waren folgende: er war aus einem alt adeligen Geschlechte, aber schon sein Großvater, in seinen Glücksumständen zurückgekommen, war weise genug gewesen, einen Stand abzulegen, dem er durch den nöthigen Aufwand nicht mehr Ehre machen zu können glaubte. Ludwig, um Gießbachs Ehrgeiz zu schmeicheln, wollte seinen Adel wieder herstellen, mit seinem Schwiegervater in Compagnie gehen, und dabei einen Droguerie-Handel, den einträglichsten den es gebe, anlegen.

So besonnen auch sonst Ludwig in seinem Leben gehandelt hatte, so machte ihn die Liebe blind und unbesonnen. Mit schweren Kosten

sammelte er die Beweise seines frühern Adels. Oft waren Reisen nöthig, diese erforderten Geld und Zeit, er mußte daher seine Condition verlassen, um diese Geschäfte, ohne gebunden zu seyn, abwarten zu können. Je mehr sich die Documenten seines ehemaligen Standes mehrten und unbezweifelter wurden, je freundlicher wurde Gießbach, er nahm ihn in sein Haus, und auf sein Contoir. Die musikalischen Stunden wurden fleissig fortgesetzt, und die Liebenden sahen sich nahe dem Gipfel ihrer Wünsche.

Ludwig hatte sein kleines Vermögen beinahe, seinen Endzweck zu erlangen, zugesetzt, glaubte bald den endlichen Bescheid zu erreichen, und wirklich kam dieser vom Monarchen. Aber ach, wie — aus seinem Himmel wurde er plötzlich gerissen, zertrümmert lag sein Erdenglück. Es hieß: So richtig und vollgültig auch seine Dokumente wären, so sei es doch Staatsmaxime, keinen, der nicht wenigstens 20000 Rthlr. eignes Vermögen nachweisen könne, den Adel zu renoviren. Könne er dieses, so möge er sich sofort

in die Residenz verfügen, das Homagium leisten und Diplom und Wappen in Empfang nehmen.

Eben trat Gießbach, wie gewöhnlich berauscht herein, und frug ob die Depeschen angekommen wären. Ludwig war wieder so unbesonnen, daß er ihn in diesem Zustande nicht nur mit dem Inhalte des Resoltats bekannt machte, sondern von ihm verlangte, ihm einstweilen die nöthige Summe als Eigenthum zum Schein blos zu übergeben.

„So? meint der Herr?“ fuhr Gießbach heftig auf, „wahrhaftig nicht übel, einen Monsieur Habenichts meine Tochter und zwanzig tausend Thaler an Hals werfen? Daraus wird nichts.

Vergeblich suchte ihm Ludwig begreiflich zu machen, daß diese Summe in der Handlung bliebe und für deren Rechnung rentire.

„Ei, ja doch! wie fein, sagte der Alte. „Wenns den Herrn Sohn dann nicht mehr taugt, hat er hübsch schwarz auf weiß, hebt das Sümmchen, geht, wohin es ihm beliebt, und lacht den alten Narren aus. Nein, daraus wird

nichts, schlag sich der Herr nur meine Tochter aus dem Sinn."

Ludwig war jetzt so unvorsichtig, indem er aufs höchste gereizt war, den erhitzten Gießbach zu erinnern, wie er zum Manne, zum Kaufmann geworden sei. Statt daß, wie Stein glaubte, diese Erinnerung beschämen sollte, brachte sie ihn zur Wuth. Er riß die Thüre auf, überhäufte ihn mit den niedrigsten Schimpfworten, und schrie: „Fort Kerl, fort aus meinen Augen, aus meinem Hause den Augenblick!

Steins Ehrgeiz und Stolz war aufs bitterste gekränkt, aufs höchste empört. Gern hätte er mit gleicher Münze bezahlt, aber er gedachte an Antonie und ging. Ein verachtender Blick war seine Antwort. Ins Freie stürmte er, weit hinaus. Die Einsamkeit und Stille brachte auch endlich eine Art von Ruhe in sein Gemüth. Er überdachte seine Lage. Der bedeutende Theil seines Vermögens, den er einer Chimäre geopfert hatte, schmerzte ihn nicht, auch nicht, daß er jetzt ohne Unterkommen sei, denn seine Kenntnisse machten ihn überall willkommen. Aber

eben dieses Ueberall war es was ihn schmerzte. Die Stadt verlassen? Die Stadt in der Antonie athmete, wo er sie sehen, sprechen, vielleicht heimlich ans Herz drücken könnte. Vergebens sprach die Vernunft ihn die Möglichkeit des Besitzes ab, zur Entfernung rathend, aber die Leidenschaft war mächtiger.

In dieser Stimmung begegnete ihn der Hofapotheker, ein an sich guter Schlag von Menschen; dieser, obgleich wenig Physiognom, sah doch bald den Gemüthszustand Ludwigs, und fragte ihn mit theilnehmender Treuherzigkeit: was ihm fehle.

Stein entdeckte ihm alles.

Hm! sagte der Hofapotheker. „Einigen könnte vor der Hand abgeholfen werden. Sie können heute noch bei mir wieder an ihre alte Stelle treten.“

Ludwig ging mit etwas leichterm Herzen diesen Vorschlag ein, und bezog ohne Verweilen sein altes Stübchen wieder. Ihn floh die erste Nacht der Schlaf, er ergriff seine Flöte, ihr sehnsüchtige Töne entlockend, und horch! Antonie

antwortete auf der Guitarre. Auch sie floh der Schlaf. Leise öffnete sie das Fenster, leise rief er, Antonie! leise antwortete sie, Ludwig! Wie gern wären die Liebenden sich in die Arme gesunken. Viele Nächte begnügten sie sich mit dem Austausch ihrer Seelen, aber bald seufzte Ludwig: O! Antonie, nur einen Kuß, nur deine liebe Hand möchte ich berühren. Ein leises ach! war die Antwort.

Ein verliebtes Mädchen, und ist ihr Herz noch so rein, findet Wege, ihrem Geliebten näher zu seyn. Auch Antonie fand sie, es gelang ihr Ludwig von Zeit zu Zeit in ihrem Zimmer umarmen zu können. Lange hatte diese Zusammenkunft glücklich ihren Fortgang. In einer Nacht, der Vollmond verklärte Antoniens holdes Gesicht, ihr schmachtendes Auge schwamm in sehnsuchtsvollen Blicken Ludwigs. Da sprang schnell die Thüre auf, und in voller Wuth stürzte Vater Gießbach herein.

„Hab ich dich Nachtvogel!“ schrie er; ergriff Ludwig im rasenden Zorn und warf ihn zur Thüre hinaus, und die Treppe hinunter, so, daß

sich dieser schmerzlich am Kopfe verwundete. Er raffte sich auf und eilte nach Haus. Aus Schaam und Verdruß verschwieg er gegen Jedermann diesen Vorfall. Allein wer ihn aufmerksam beobachtet hätte, würde schon von diesem Augenblicke an, leise Spuren von seinem zerrütteten Verstande gefunden haben. Er sprach die gewöhnlichen Dinge in hohen Phrasen aus, redete viel mit sich selbst, und sprang auf seiner Flöte von einer Tonleiter auf die andere. Ohngefähr acht Wochen nach diesem Vorfall kam bei Ludwig der entschiedene Wahnsinn zum Ausbruch. Unbekannt ist es, wie er eines Tages unbemerkt in Gießbachs Haus kam, er erreichte Antoniens Zimmer, wo er sie zum Unglücke allein antraf. Starr wie eine Bildsäule stand er vor ihr, und sprach dann mit dumpfer Stimme. „Ich bin da, ich komme meine Braut zu holen! Bist du fertig? Ich muß noch hundert Meilen, mit ihr ins Brautbett eilen.“

Heftig erschrack Antonie, aber doch breitete sie liebevoll die Arme nach ihm aus.

„Nicht so Erdenwurm,“ grinzte er sie an.

„Gluth und Fluth, Gift und Dolch machen uns Bahn. Wer mich besitzen will, der muß den Tod umarmen.

Antonie schauderte, eine Eiskälte überflog sie. Da nahete er sich mit schmeichelnder Gebehrde, legte sanft seinen Arm um ihren Leib, und zog sie ans offene Fenster.

„Sieh Geliebte," begann er in süßen Tönen; es ist hoch, sehr hoch! Arm in Arm einen Sprung aus diesem Leben, und wir sind Jenseits eines auf immer. Dieses Leben gehört nicht uns, aber das Leben, in welches wir hineinfliegen, das ist unser allein. Dort werden keine Thaler gezählt, keine Edelleute gestempelt. Komm meine Braut!" Hier bog er sie mit starkem Arm zum Fenster hinaus. Antonie that einen Schrei.

„Liebchen, du hast Recht, schade wäre es um deine zarten Glieder, so zerschmettert zu werden. Ein weiches Bett sollen sie haben; sprach er, und zog zwei Phiolen hervor. „Trink, Feinsliebchen! Trink! ich und Du, Arm in Arm, und unser ist das Leben." — Er setzte ihr ein Glas

an den Mund. Die Angst gab ihr Stärke, sie wand sich aus seinen Armen, stürzte zur Thüre hinaus und rief um Hülfe. Man kam noch zur rechter Zeit, Ludwig den Sturz aus dem Fenster zu entreissen. Von dieser Zeit an verfiel er in Raserei; man mußte ihn ins Irrenhaus bringen und an Ketten legen.

Antonie tief erschüttert von jenem, sank in eine düstre schwarze Melancholie. Kunst, Fleiß, Mühe und Zeit haben ihren Zustand nicht verbessert, auch sie bringt ihr junges Leben in jenem Hause zu, in welchem Ludwig raset und bald sein elendes Leben enden wird. Auch wäre es Wohlthat für Antonie, wenn der Tod sie bald von ihrem traurigen Schicksale erlösen wollte, da ihre Heilung schwerlich vor sich gehen wird.

7.

Rudolf.

Eine Familiengeschichte.

Es war ein stürmischer Winterabend, als der Fischer Lorenz mit seinem Weibe bei einem erquickenden Feuer saß und laut den Abendsegen betete. Das kinderlose Ehepaar lebte in einer isolirt-stehenden Hütte am Elbstrom, zufrieden in Liebe und Einigkeit von der Ausbeute seines Fleißes; denn nie mangelten ihn Abnehmer für seine Fische. Eben wollten sie zu Bette gehen, da erhob sich ein brausender Orkan, und ein Donner ähnliches Getöse wurde vernehmbar.

„Höre Meta, sagte Lorenz, das ist das Elbeis. O Gott, wie viel Unglückliche wird der Eisgang wieder machen. Ich will hinaus und nachsehen."

Hiemit kleidete er sich wieder an, verließ die sicher stehende Hütte, und trat auf einem Felsen um beim Mondenscheine sich umzusehen.

Der Sturm heulte die ganze Nacht hindurch, schon brachte die tobende Eismasse Trümmer von Gebäuden und Hausgeräthen, wovon vieles Lorenz ans Ufer zog; auch war er so glücklich einen Kahn voller Menschen zu retten, die zwischen den Eisschollen in Lebensgefahr schwebten. — Jetzt brach der Morgen an, der Sturm legte sich in Etwas, und der ermattete Lorenz wollte nach seiner Hütte eilen, um sich durch einige Nahrung zu stärken, da erblickte er einen Kasten nahe am Ufer daher schwimmen, er war mit Bettzeug angefüllt, und ein Knäblein streckte seine erfrorene Händchen flehend dem Fischer entgegen. Bald hatte dieser den Kasten in seiner Gewalt und eilte damit seiner Hütte zu, wo bald sein Weib den jährigen Knaben erwärmte und erquickte, und hoch erfreut das Leben dieses Kindes gerettet zu haben, dankte das Ehepaar Gott, und die dürftige Mahlzeit behagte Beiden jetzt köstlicher, als ein Fürstenmahl.

„Meta,“ sagte Lorenz, „kommt keine Nachfrage nach dem Kleinen, so sei du ihm Mutter; wir wollen ihn, als sei es unser Kind, an unser Herz nehmen, und ihn in Gottesfurcht groß erziehen. Wir besitzen zwar nichts als diese kleine Hütte, die uns so lange schon Brod und Nahrung reicht, und sie wird es ihm später auch, wenn ihn uns Gott nur gesund und am Leben erhält.“

Meta drückte den Kleinen an ihre Brust. „Ja, du liebes Kind, ich will dir Mutter seyn, Gott hat dich uns gesendet, ich will dich lieb haben, wie mein eigenes Kind, und dich pflegen so gut ich kann.“

Rudolf nannten sie den Kleinen, der unter der sorgsamen Pflege der guten Mutter zur innigen Freude und Herzenswonne Lorenz's heranwuchs, und schon im zwölften Jahr konnte er seinen Pflegeltern an die Hand gehen; die ihn manchmal allein auf den Verkauf der Fische nach der, eine Meile entlegenen Stadt gehen ließen. Jedesmal kam Rudolf mit reichlicherer Einnahme, als der Vater zurück, weil dem hübschen Jun=

gen willig bezahlt wurde, was er verlangte; daher ihm Lorenz bald dieses Geschäft ganz übertrug. —

Rudolfs Weg nach der Stadt führte ihn an der Hinterseite des Gartens des Freiherrn von Bielstein vorbei; oft blieb er hier am Gitterthor stehen, und betrachtete die Blumen, die hier in zahlloser Menge blüheten.

An einem schönen Frühlingsmorgen stand wieder der Knabe hier, die Blicke in die herrliche Blumenwelt versenkt, da lief ein kleines Mädchen dem Gitter zu.

„Willst du Blumen haben, du hübscher Junge? fragte sie ihn, und auf sein Bejahen brachte sie ihm bald einen Strauß. —

„Was soll ich dir denn dafür geben, du gutes Mädchen," sagte Rudolf zu der zehnjährigen Kleinen, als sie ihm die Blumen reichte.

„Gieb mir ein Fischchen; das will ich in unsern Weiher dort oben im Garten thun," erwiederte das Mädchen.

Sogleich gab ihr Rudolf einige Fische von seinem Vorrath, und von heute an, fing der

Tauschhandel zwischen ihm und Emma, der Tochter des Freiherrn, an.

Lange setzten die Kinder ihre unschuldigen Zusammenkünfte fort. Es verstrichen mehrere Sommer und niemand störte sie in ihren kindlichen Tauschen. Jetzt wurde aber Emmas Vater in Verwunderung gesetzt, da der Weiher abgelassen wurde, und er eine Menge der schönsten Fische darin entdeckte. Er konnte nicht begreifen, wie diese möchten hineingekommen seyn, bis Emma dazu kam, und sich als die Bevölkerin des Teiches angab; indem sie dem Vater sagte, daß sie die Fische von dem schönen Fischerknaben erhalten und jedesmal in den Weiher hineingeworfen hatte.

Der Herr von Bielstein war neugierig den schönen Jungen zu sehen, und befahl seiner Tochter, wenn er wieder käme, denselben zu ihm zu schicken.

Dieß geschah schon am andern Morgen; Rudolf wollte zwar erst nicht mit ins Schloß gehen, aber Emma, der er alles zu Gefallen gethan haben würde, beredete ihn leicht dazu.

Dem Freiherrn gefiel der muntere hübsche Knabe, und er schlug ihm vor, bei ihm in Schlosse als Bedienter zu bleiben.

Allein Rudolf wollte seine Eltern nicht verlassen und schlug das Anerbieten aus, auch konnte der Herr von Bielstein ihn nicht bereden ein Geschenk anzunehmen. Er setzte aber seine Besuche am Gitter des Gartens fort, bis daß es dem Freiherrn Zeit schien, den Zusammenkünften den schon ziemlich herangewachsenen Leuten Einhalt zu thun; und er verbot sie seiner Emma, da wie er bemerkte, sie jetzt kein Kind mehr sei, und solche Kinderspiele sich für sie nicht mehr schicken wollten.

Allein dieser Befehl kam bereits zu spät. Rudolf war siebzehn, Emma funfzehn Jahre alt, und ihre kindische Zuneigung war in wahre Liebe übergegangen. Sie sahen sich daher verstohlener Weise; dieses entdeckte der Freiherr, und that Emma zu einer Schwester in der Residenz.

Von Stund an war Rudolf nicht mehr der muntere fröhliche Jüngling. Er schlich traurig umher, und bat endlich seine Pflegeltern

ihm zu erlauben, sich als Krieger im Felde versuchen zu dürfen, da eben in Deutschland das kaum gedämpfte Kriegesfeuer, durch Napoleons Ehrgeiz und Stolz aufgerührt, in vollen Flammen wieder ausbrach. —

Lorenz gab seinen Bitten nach, er ertheilte ihm seine wenig ersparte Habe, und ließ ihn mit seinem väterlichen Segen ziehen. Meta hing lange weinend an des Lieblings Halse, und konnte sich nur mit Gewalt von ihm losreissen.

„Laß ihn gehen, Meta,“ sagte Vater Lorenz, „wer weiß, wozu es gut ist. Hält sich Rudolf wacker, wie ich nicht zweifle, so kann er sein Glück als Soldat eher machen, als hier bei unserem Geschäfte. Geh mein Sohn, Gottes und deiner Eltern Segen geleite dich.“

Gerührt mit Thränen verließ Rudolf die väterliche Hütte. Ehe er jedoch die Gegend verließ, mußte er wenigstens von Emmas Garten Abschied nehmen; er that es, ließ noch einmal seine Blicke im Garten wehmüthig umherirren, und verließ die geliebte Gegend.

Bei der Armee angekommen, begab sich Rudolf

zum General von W.... der ihn freundlich aufnahm, und nachdem er lange seine Blicke auf dem schlanken, blühenden, schönen Jünglinge geweidet hatte, fragte er, ob er lesen und schreiben könne; und da Rudolf dieses bejahte und es durch Proben bewiesen hatte, versprach der General, wenn er sich gut betragen würde, für ihn zu sorgen, und nahm ihn unter sein eigenes Hussarenregiment auf.

Rudolf war jetzt unermüdet in seinem Diensteifer und in Erlernung des Kriegswesen; sein musterhaftes Betragen hatte ihm bereits im ersten Jahr die Stelle eines Wachtmeisters erworben, und bald ward er durch seine Tapferkeit, die er immer bewieß, Offizier und der Liebling des Generals von W..., der ihn zu seinem Adjutanten annahm, wo er Gelegenheit hatte seine Kenntnisse zu erweitern, und seine Bravour, da der General ein starkes Korps befehligte, öfters zu zeigen. Bald stand Rudolf als Hauptmann, geziert mit zwei Orden, an der Spitze einer Mannschaft, die sich freiwillig überall dem Feinde entgegen warf, und von wahren feurigen

Muthe beseelt nie wich. Dieser Schaar verdankte der Feldherr damals den Sieg eines Treffens, an dem größentheils Deutschlands Heil abhing; die Tapfern erhielten daher das ihnen gebührende Lob, und ausgezeichnete Belohnung. Mit eigener Hand hing der Oberfeldherr auf Befehl seines Fürsten, Rudolf den großen Verdienst-Orden um, und machte ihm seine Beförderung als Major bekannt. Gleich darauf bei den Uebergang des Rheins in das feindliche Gebiet zeichnete sich dieser wieder so aus, daß er von seinem dankbaren Fürsten den Adel nebst einen Rittergute erhielt, und zum wirklichen Obersten ernannt wurde.

Jetzt wurde es Friede. Im Triumphe zogen die Krieger heim, und wurden von allen braven zurückgebliebenen mit Jubel empfangen.

Da nahm Oberst von Fischer — diesen Namen hatte ihn sein Monarch — als er sagte eines Fischers Sohn zu seyn — beigelegt — Urlaub, und eilte seiner lieben elterlichen Hütte zu, von der er nun fünf Jahre getrennt gewesen. — Er reiste Tag und Nacht um so schnell als

möglich das Ziel seiner glühenden Sehnsucht zu erreichen, woran Emma, die ihn immer vorschwebte, keinen kleinen Theil hatte.

Eine Stunde von seiner Pflegeltern Wohnung in dem Städtchen, wo er oft Fische zum Verkauf hinbrachte, ließ Rudolf seinen Wagen zurück, warf sich in eine geringe Kleidung und schlug den lieben, ihm wohlbekannten Weg zu Fuß ein.

Jetzt stand er am Gitter des Gartens von Emmas Vater. Hoch klopfte seine Brust; denn die holde Jungfrau lebte mit den frischen blühenden Farben der süßen Vergangenheit in seiner Seele. Emma hatte ihm in den Stunden des Ernstes, in den Augenblicken der Gefahr wie ein schützender, ermuthigender Genius vorgeschwebt — sie hatte sein Schwert siegreich in dem Gewühle der Schlacht geführt. Ihr hatte er ja sein eigentliches Leben; ihr sein ganzes Glück zu verdanken. Für Emma hatte er ja alles gethan, ihrer Werth zu seyn, war der Zweck seines Lebens.

Jetzt stand er am Gitter, da kam ihm schreck-

lich der Gedanke nicht mehr hier weilet die Holde, sie ist für dich verloren: Wie ein böser Geist drängte sich dieser zwischen ihm und seinen schönen Träumen. Da stand er vor dem Gitter — vor dem Garten; dort sah er den Weiher, den Emma mit seinen Fischen bevölkerte; hier die Laube, wo er mit ihr gesessen — dort noch dasselbe Gebüsch, in welchem er so oft auf ihre Ankunft lauschte. Alles war noch wie sonst — nur sie fehlte. Er harrte lange vergebens, niemand erschien, und mit beklommenem Herzen betrat er den Weg zur nahen Fischerhütte, von deren Bewohner er auch nur einmal Nachricht erhalten hatte. — Er wußte nicht, ob sie noch am Leben wären.

Langsam nahte er sich der Hütte. Vor der Thüre saß ein ehrwürdiger Greis, es war Lorenz sein Vater. „Rudolf! mein Sohn Rudolf rief er, und schloß den lang Vermißten in seine Arme.“ Also habe ich dich wieder, und Gott hat mein Gebet erhört! Nun kann ich freudig meine alten Knochen zur Ruhe legen! O, wie wird sich Meta freuen! Sie muß bald kommen vom Fischverkauf

kauf, den sie jetzt besorgt; denn meine morschen Knochen vermögen kaum noch das Netz zu ziehen.

„Das sollen sie auch jetzt nicht mehr; du sollst ruhen, guter Vater!

Ein ängstliches Hülferufen störte ihr Gespräch, es kam vom Strome her. Rudolf eilte dahin, ihm folgte sein Vater, sie erblickten einen Nachen der umgeworfen war, der Schiffer und zwei Frauenzimmer hielten sich am steilen Ufer an einem Weidenbusche, und das Wasser drohete sie jede Secunde von da hinwegzuschwemmen. Rudolf sprang in die Wellen, ergriff die erste und wollte mit ihr dem Ufer zueilen, da kam Lorenz mit dem Nachen ihm entgegen, er legte die Dame in denselben und eilte nach der andern, Lorenz folgte mit dem Nachen, und bald war die andere Dame und der Schiffer gerettet. Man kam ans Ufer und Rudolf wollte die beiden Frauenzimmer heraustragen, umschlang die eine — sie war ohnmächtig — er schauete ihr ins Antlitz — und es war Emma. Ein Schrei des Schreckens entfuhr ihm. Er — glaubte sie todt.

Ohne sich um die andern Geretteten zu be-

kümmern, rannte er fort, mit seiner theuern Bürde der Hütte zu, und versuchte alle Mittel sie ins Leben zurückzurufen, und o Freude, es gelang ihm, sie schlug die Augen auf, und blickte in Rudolfs bethräntes Auge.

„Sie Rudolf! Sie mein Retter!“ sprach sie mit schwacher Stimme, und reichte ihm die Hand. Sie hatte ihn sogleich erkannt, wie er sie. Er kniete nieder, hielt ihre Hand fest und bedeckte sie mit den heißesten Küssen. Da brachte Lorenz die andern Geretteten, es war Emmas Mutter und der Graf von S., Emmas bestimmter Bräutigam; der eben bei einer kleinen Wasserfahrt den Nachen so unvorsichtig führte, daß dieser an einen Felsen stieß und umschlug.

Emmas Mutter sah die theilnehmenden Aeusserungen Rudolfs, erkannte ihn ebenfalls, und ihr Stolz erwachte. Doch wollte sie nicht ihren Retter, den Retter ihrer Tochter und des Grafen beleidigend zurückstossen. Sie erinnerte daher Emma, die sich wieder ziemlich erholt hatte, ans Nachhause gehen. Jetzt trat der Graf vor, und wollte seinen Retter danken, blickte ihn ins

Gesicht, erbleichte; that einen Schrei und sank zu Boden. Man wußte diesen Vorfall nicht zu deuten. Rudolf eilte aufs Schloß, kam bald mit einem Wagen zurück, man brachte den Grafen hinein, der noch immer in Ohnmacht lag, die Mutter nöthigte die Tochter zum Einsteigen, „Morgen früh am Gitter,“ lispelte diese Rudolf zu, und der Wagen eilte hinweg.

Rudolf sah ihnen nach, bis sie seinen Blicken sich entzogen, sank dann nieder auf seine Knie und dankte dem Höchsten, der ihn bestimmte, Emma zu retten.

Jetzt kam Mutter Meta, und fiel ihrem Liebling laut weinend vor Freude um den Hals; rührend war der Willkomm dieser biedern Menschen. Von seinem Lager floh der Schlaf diese Nacht, denn überselig machte Rudolf der Gedanke von Emma geliebt zu seyn, in ihrem Besitze sich einst zu sehen. „Morgen früh am Gitter“ hatte sie ihm gesagt. Er nahm sich vor, noch als Fischer zu erscheinen, obgleich er ihrer Liebe schon gewiß zu seyn dachte, ohne den Oberst von Fischer, Eigenthümer eines schö=

nen Rittergutes ihr bieten zu müssen, den er nur bei dem Freiherrn ihrem Vater zu benützen sich vornahm. —

Mit dem ersten Strahl der wieder erwachten Sonne stand er daher am Gitter des Gartens und harrte sehnsuchtsvoll der Geliebten.

Jetzt kam sie — sie schwebte den Gang daher, nicht mehr die kleine Emma, sondern die in holder Anmuth lieblich erblühte Jungfrau.

„Dank Ihnen, lieber guter Rudolf, herzlichen Dank für mein und meiner Mutter Leben" — redete die Holde noch etwas vom gestrigen Schrecken bleiche Emma, und reichte ihm die schöne Hand. — Nehmen Sie meinen schwachen aber herzlichen Dank; der schönste Lohn wird Ihnen von dem werden, der alles Gute belohnt.

Rudolf, seiner Gefühle nicht Meister, ergriff die Hand, preßte sie an seine hochklopfende Brust, bedeckte sie mit Küssen, und stürzte zu ihren Füßen.

„Emma!" rief der Liebetrunkene, „Du allein, angebetetes Mädchen, ja nur Du allein kannst

ihm den schönsten Lohn bereiten; hier liegt er und fleht darum." —

Eine holde Röthe übergoß Emma, sie trocknete eine Thräne, wendete sich ab, und sprach:

„Morgen ist der Tag, an welchem diese Hand an einen Andern gefesselt wird — leider, wider meine Neigung an einem Mann, der mein Vater seyn könnte. Auch Sie retteten ihm gestern das Leben, es ist der Graf S. — Ich liebe ihn nicht, aber es ist der Wille meiner Eltern. Ich muß. — Leben Sie wohl, Rudolf, gedenken Sie an Emma, die Sie retteten, damit sie einem andern traurigen Leben nicht entrinne. Leben Sie wohl!"

„Nein Emma, bei Gott dem Allmächtigen, das soll nicht geschehen! Dein Leben gehört mein. Niemand soll Dich mir entreissen. Noch heute muß — soll der Graf Dir entsagen, oder —

Er sprang auf und rannte den seiner Eltern Hütte entgegengesetzten Weg nach dem Städtchen fort.

Noch lange blieb Emma am Gitter stehen. Die Unmöglichkeit Rudolfs Aussagen, wie sie

glaubte, erfüllt zu sehen, preßten, dem Heißgeliebten nachsehend, ihr heiße Thränen aus.

Emmas Liebe war, seitdem wo sie sich ihrer völligen Entwicklung näherte, in Rudolfs Abwesenheit auch zur vollen Reife gediehen. Jetzt war dieser wieder in ihrer Nähe, war der Retter ihres Lebens, liebte sie so heiß. Sie vergaß auf wenige Augenblicke ihr bevorstehendes trauriges Loos, dem Grafen ihre Hand geben zu müssen, und gedachte nur ihrer Liebe.

Süße heilige Stunden der Weihe! wo das Herz mit geheimer Zauberkraft an das verwandte Herz sich schließt, und mit einiger Vertaulichkeit die ersten seligen Momente des wahren Lebens feiert, von einem Rosenduft umflossen, öffnet sich die Seele den belebenden Einflüssen jenes höhern Lichtes der Wahrheit, und das ganze Leben steht in seiner überirrdischen Glorie vor den geweihten Blicken da. Wenn hier der Mensch nicht besser, nicht reiner hervorgeht aus den dunklen Träumen der Kinderwelt, zum höhern geistigen Streben nach demjenigen, was allein den bessern Menschen adelt und über diese niedere

Erdenwelt erhebt; wenn hier nicht die Tiefe des Gefühls sich offenbart, mit welcher das reine Gemüth jedes Schöne und Gute wahrnimmt und auffaßt, und endlich mit seinem ganzen Wesen auf das innigste verwebt und verschmilzt: o, da muß der Mensch seine bessere Natur schon geopfert haben; sein Gemüth, seine Phantasie ist durch das dumpfe Getriebe der Sinnenwelt befangen und umstrickt, und für das Reich des Wahren und Schönen unwiderbringlich verloren! — — —

Bald war Emmas süßer Traum vorüber. „Armer Rudolf!" seufzte sie, „du kennst meinen Vater nicht — du willst Unmögliches beginnen. Ja, ich liebe den, der dem Mädchen als Knabe so lieb war. — Ja, ich liebe ihn noch jetzt mit dem ganzen Feuer einer wahren Liebe. O warum bin ich nicht niedrig geboren, wie er, um mit ihm jene arme Hütte zu theilen? — Doch schweig Herz, deine Sprache gilt hier nicht — Kindespflicht steht dir entgegen — erdrücke darum deine Gefühle, hier dürfen sie nicht laut werden — versieget ihr Thränen, hier

giebt man euch kein Gehör! O Himmel! welch einem Leben gehe ich entgegen? — werde ich es ertragen können? werde ich deine Stimme, du lautes Herz, werde ich deine Gefühle verdrängen können? O, Gott — untergehen werde ich im furchtbaren Kampfe! Ja — ja ich will alles unterdrücken; weg mit euch ihr Thränen, fort mit euch, ich bedarf keines Trostes mehr! Lebt wohl ihr Freuden der Welt, — lebt wohl!“

Da bemerkte sie ihren Vater, der den Garten herunter kam. Mit unterdrücktem Gefühle, mit erzwungener Heiterkeit ging sie ihm entgegen.

Die Freiherrliche Familie saß an dem Mittagsmahle. Auch der Graf war zugegen, aber er schien verstimmt und in tiefen Gedanken; man schrieb dieses, nebst der Ohnmacht, die ihn in Lorenz Hütte befiel, dem Schrecken zu, den die Lebensgefahr gestern, in der er schwebte, erzeugte, auch der Abwesenheit seiner Braut, die eine Unpäßlichkeit vorgebend, sich in ihrem Zimmer befand.

Da sprengte ein Offizier mit zwei Reitknech-

ten in den Schloßhof, und es wurde der .....sche Oberst von Fischer dem Herrn von Bielstein gemeldet. Der Oberst mit drei Orden geschmückt trat ein und grüßte höflich und ernst. Der Graf sah auf, erbleichte, sprang von seinem Stuhle, und rief: „Ha, Spiegelfechterei der Hölle! giebt das Grab seine Todten wieder! und sank wie gestern ohnmächtig dahin.

Man brachte ihn zu Bette, und lange lag er in einem todtenähnlichen Schlafe.

Weder der Herr von Bielstein noch der Oberst konnten eine Ursache des plötzlichen Schreckens des Grafen errathen, da letzterer versicherte, ihn heute zum erstenmale zu erblicken. Sie liessen ihn, nachdem man nach einem Arzt geschickt hatte, daher unter der Pflege der Diener, und begaben sich, von der Scene heftig erschüttert, in den Garten. Am Teiche blieb der Oberst stehen, und blickte wehmuthsvoll in dessen klaren Spiegel. „Durch eine kindische Spielerei meiner Tochter — sagte der Freiherr, sind vor mehreren Jahre Fische in diesen Weiher gekommen;

ich achte ihn jetzt sehr hoch, weil sich beständig seit der Zeit eine Menge Fische darin aufhalten."

Der Oberst wandte sich weg, um eine sich hervordrängende Thräne zu verbergen, und schlug mit dem Freiherrn einen andern Weg ein.

Eben wollte Rudolf sein volles Herz, das in ihm zu zerspringen drohte, Emmas Vater öffnen, wollte sich zu erkennen geben, als der Kammerdiener des Grafen kam und ihn bat, mit ihm zu seinem Herrn zu kommen, der sehr schwach sei, und ihn allein zu sprechen wünschte.

Rudolf folgte. Der Graf entfernte Jedermann und sprach mit schwacher oft unterbrochener Stimme: „Eine schwere Schuld lastet, seit langen Jahren auf meinem Gewissen, und trübe Bilder erschrecken mich beständig, mir meine That vorzuhalten, die durch ihren Anblick gestern und heut — denn Sie sind unstreitig auch jener Fischer, der gestern uns rettete — wieder mit den grössesten Bildern vor mein gefoltertes Gewissen getreten ist. — Ich bitte — beschwöre Sie, mir zu sagen: wer sind, oder waren Ihre Eltern?

„Seltsamer Mann," sagte der Oberst; meine Eltern sind arme Fischerleute, an deren Felsenhütte gestern Ihr Nachen umschlug.

„Nennen Sie es nicht Neugierde, Herr Oberst, wenn ein Sterbender — denn das bin ich, ich fühle es zu gewiß — zudringlich scheinen sollte. Wissen Sie gewiß, daß Jenes Fischerpaar Ihre Eltern sind?

„Ich weiß es nicht anders."

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, erzeugen Sie mir den Gefallen diese Leute sogleich darüber zu befragen, denn meine Stunde scheint nahe, und mein Geheimniß darf nicht mit mir scheiden.

Rudolf versprach, sogleich Erkundigung einzuziehen, schwang sich auf sein Pferd und sprengte der Fischerhütte zu, wo er seine Eltern antraf, die nicht wußten, wie ihnen geschah, als der vornehme Offizier vor ihrer Thüre abstieg, welcher endlich sie überzeugte, daß es ihr Rudolf sei. Er eröffnete nun des Grafen Begehren, und Vater Lorenz hielt es nunmehr für Zeit Rudolf die Wahrheit zu sagen, und erzählte ihm, auf welche Weise er zu ihnen gekommen sei.

„Aber, lieber Vater," sagte der Oberst, „habt Ihr gar nichts mehr von mir aufzuweisen; hab ich gar nichts bei mir damals gehabt? denn ohne irgend etwas der Art ist meine Abkunft nicht auszumitteln, der Graf kann durch eine Aehnlichkeit, die ich vielleicht mit Jemanden habe, leicht getäuscht worden seyn.

„Hier;" sagte Mutter Meta und schloß eine Truhe auf, „ist das Kleidchen noch, das du anhattest."

Rudolpf nahm es, betrachtete dasselbe und fand die Buchstaben E. v. S. darin gezeichnet. Er packte es zusammen, nahm Vater Lorenz mit auf das Schloß, und eilte in ängstlich gespannter Erwartung zum Grafen.

Nachdem dieser die Erzählung des Fischers angehört und das Kleidungsstück angesehen hatte, begann er:

„Ja, es ist so, meine Ahnung und Ihre Züge haben mich nicht getäuscht, und da ich füh-

le, daß meine Auflösung ganz nahe ist, so will ich mich so kurz als möglich fassen. Ich hatte einen Freund, den Baron von Sonnenberg und fühlte mich glücklich in seiner Freundschaft. Er heirathete ein junges schönes Weib, die mir bald mehr gefiel, als es recht war. Von Anfange hielt mich die Freundschaft in Schranken, aber bald erwachte eine wilde Gluth in meiner Brust; ich entführte das Weib meines Freundes mit ihrem einjährigen Knaben, und eilte der nördlichen Gegend Deutschlands zu. Es war im Winter und die Elbe war zugefroren. Da übrigens der Anschein war, als gehe sie bald auf, so glaubte ich am sichersten vor Entdeckung in dem ärmlichen Wirthshaus des Dörfchens zu seyn, aber in der dritten Nacht wüthete jener fürchterliche Orkan. Das Eis brach und riß den größten Theil des Dorfes, worunter auch das Wirthshaus war, mit sich fort. Eine Eisscholle auf der ich mich befand, wurde ans Land geworfen, und ich lag lange ohne Besinnung. Frau von Sonnenberg war mit ihrem kleinen Sohne verschwunden; und ohne Zweifel ein Opfer des

wüthenden Elements geworden. — Lange forschte ich vergebens nach ihr, ich durchreiste Deutschland, Italien und Frankreich, aber überall von den Furien eines schuldvollen Gewissens gepeinigt. Ich hatte ebenfalls erfahren, daß mein, von mir betrogner Freund durch Schmerz und Gram erfüllt, sein Leben geendet hatte, und auf mir lastete schwer die Schuld eines dreifachen Mordes. Endlich nach zwanzig Jahren wurde die Pein in meinem Herzen stumpfer, und ich glaubte sie bald von mir gänzlich gewichen, als ich Sie, Herr Oberst gestern uud heut erblickte, und nicht anders glaubte, als mein durch mich gemordeter Freund trete vor mich, mir furchtbar meine That vorzuhalten. — Es ist nun kein Zweifel, Sie sind der Sohn meines edlen unglücklichen Eduards und seiner, durch mich verführten Gattin. — Geben Sie mir ihre Verzeihung mit ins Grab, und nehmen Sie mein Vermögen als eine kleine Entschädigung dessen, was ich Ihnen raubte. Ich werde sogleich meinen letzten Willen aufnehmen lassen, und Sie zum einzigen Erben meiner Güter einsetzen;

schon ist mein Kammerdiener nach einem Notar und Zeugen. —

Hier sank der Graf entkräftet nieder. Tief erschüttert stand der Oberst vor seinem Bette; doch reichte er ihm mit abgewandten Gesichte die Hand.

„Ich verzeihe Ihnen, Herr Graf, und will beten, daß auch Ihnen jenseits meine tiefbeleidigten Eltern Ihre schreckliche Schuld erlassen mögen."

„Dank Ihnen, herzlichen Dank! ruhiger kann ich nun sterben, in der Hoffnung, daß mir auch jenseits mein Freund und der große Richter verzeihen werde."

Jetzt kam der Kammerdiener und brachte den Notar, nebst dem Pfarrer und Gerichtshalter des Orts als Zeugen, und der Graf setzte Rudolf zum Erben eines Gutes und eines Vermögens von 60,000 Rthlr. förmlich ein. Ermattet sank er gleich darauf zurück, holte einen tiefen Seufzer aus seiner Brust, und starb.

Tief ergriffen standen die Anwesenden um das Lager des Verblichenen. Als Rudolf sich in Etwas gesammelt hatte, ging er zum Freiherrn, eröffnete diesem den ganzen Vorfall, und gab sich ihn zu erkennen.

Der Freiherr und seine Gattin waren tief gerührt, der Oberst mußte ins Freie seinem Herzen Luft zu machen; er eilte im Garten.

Emma hatte den Offizier schnell wegreiten sehen, aber in ihm ihren Rudolf nicht erkannt; jetzt stand auf einmal dieser hier vor ihr und — er konnte den Drang seines Herzens nicht wehren — lag zu ihren Füßen. Erschreckt wollte sie aufspringen und fliehen, da hielt er sie zurück.

Emma, liebes theuerstes Mädchen, kennst du deinen Rudolf nicht?

Ha, diese Sprache! sie erkannte ihn und lag in seinen Armen.

Der Himmel segne Euch! sagte der Freiherr, der unbemerkt gekommen war, wie ich Euch segne, und dankt dem Unerforschlichen der es so verfügte.

Der

Der Graf wurde im Bielsteinischen Erbbegräßniß beigesetzt, bald darauf trat der Oberst Rudolf von Fischer, genannt Sonnenberg, ungehindert die Erbschaft an; nahm seinen Abschied und lebt mit seiner Emma glücklich auf seinen Gütern, wo er seine Pflegeltern mitgenommen hat, und sich mit seiner Gattin bestrebt, ihnen ihre alten Tage in Glück und Ruhe dahin fliegen zu lassen.

Von keiner Gefahr mehr umgeben, —
Nicht wieder von Trennung bedroht,
Vergißt an den wallenden Leben
Des Herzens die Liebe den Tod.

....

8. Albert, oder der Weg des Schicksals.

In weiter Ferne schmetterten noch die Trompeten des Husarenregiments, das fast eine Woche lang in Willseck einquartirt gewesen, und nun mit Muth und Kraft den allgemeinen Feind des deutschen Vaterlandes entgegen zog. Der Graf, Eigenthümer des Ortes, kam eben seine junge Gemahlin am Arme, aus dem Garten zurück; sie hatten den Obersten des Regiments, der nebst seinem Adjutanten bei ihnen im Schlosse einquartirt war, bis ans Ende des Parks be=

gleitet; da sprengte ein Hussar im Schloßhof, einen Korb auf dem Pferde vor sich, sprang aus dem Sattel und stellte, indem er schmunzelnd den Schnurbart strich, den Korb zu den Füßen der Gräfin.

„Gewiß noch ein galantes Präsent des Herrn Obersten;“ sagte der Graf, und reichte dem Hussaren einen Friedrichsd'or, dieser dankte, schwang sich im Sattel und eilte im Galoppe dem Regimente nach.

Jetzt bemerkte die Gräfin, daß der Deckel des Korbes mit einem Hängschlosse befestiget war und befahl einem Bedienten, das Geschenk in ihr Zimmer zu bringen, indem sie noch Willens war mit ihrem Gatten einen Besuch bei dem Pfarrer abzulegen.

Schon eine Stunde stand der Korb neben der Toillette, da trieb die Neugierde, die das weibliche Geschlecht schon mit der Muttermilch reichlich eingesogen hat, Hannchen, die Kammerjungfer, denselben näher zu betrachten.

„Da ist doch wahrhaft kein Damenputz darin“ sagte die Zofe bei sich; „weiß Gott, was

der alte Oberst da hat hineingepackt. Was er am Gewichte zu viel hat, wird er wohl am Werthe zu wenig haben, denn der Herr schien mir nicht von Gebhausen zu seyn.“ Hierauf stellte sie ziemlich unsanft den Korb auf den Boden.

„Gnäck! Gnäck! schallte es aus dem Innern des geflochtenen Behältnisses hervor.“ Ach! eine Katze! schrie Hannchen, die einen Abscheu vor diesen Thieren hatte, und verließ eiligst das Zimmer.

Bald war die Neuigkeit der Oberst hätte der Gräfin eine Katze zum Präsent geschickt, vom Hausmeister bis zum Küchenjungen, bekannt, und der letztere freute sich schon, indem er beschloß, auf dieses vierbeinigte Geschenk manche Schuld zu wälzen, der er sich bei dem Hinwegputzen von Fleisch, Backwerk u. s. w. wollte in Zukunft theilhaftig machen.

„Es wird ein Zebra-Mietzchen seyn;“ sagte die alte Haushälterin.

Jetzt kam die Herrschaft von ihrem Besuche zurück.

„Du bist unklug mit deiner Katze!“ sprach

die Gräfin, als Hannchen schon im Schloßhofe derselben rapportirt hatte, und der Graf befahl dem Jäger den Korb herunter in den Garten-Salon zu bringen, wo er sich gleich selbst von dem Inhalte desselben überzeugen wolle.

Bald kam der Jäger mit dem verlangten; Caro, der Leibhund des Grafen sprang mit Kapriolen um den Korb, und wedelte, wie einst Tobias Hündlein, freudig mit dem Schwanze.

„Keine Katze ist es wenigstens nicht," sagte Friedrich; „sonst würde der hier mächtig knurren und Laut geben, statt daß er daran herumtanzet." — Gnäck! Gnäck! Gnäck! rief es jetzt deutlich, da der Jäger den Korb vor dem Grafen hinsetzte.

„Um Gotteswillen; was ist das," rief die Gräfin und der Graf. „Geschwind geöffnet!" und mit seinem Waidmesser durchschnitt der Jäger den Henkel, öffnete den Deckel, und mit grossen hellblauen Augen sah ihn ein, kaum halbjähriger, Knabe an; der mit seinen blonden Lockenköpfchen einen Amor glich.

Nur eine Minute dauerte das Erstaunen der

Ueberaschten; da bückte sich die Gräfin; „ein wahrer kleiner Engel,“ sagte sie, und nahm den Knaben aus seinem Behälter auf ihrem Schoos, der ihr dafür dankbar entgegen lächelte.

„Rufet geschwind Meiers Lene, ihr Kind starb vor dreien Tagen, sie soll einstweilen unsern kleinen Gaste Nahrung reichen. Befahl die Gräfin an Friedrich.

Der Jäger ging, und die beiden, kaum drei Monat lang verheiratheten Eheleute befanden sich mit dem kleinen Weltbürger allein, dessen Schönheit auch der Graf bewunderte, und jetzt den weitern Inhalt des Korbes erforschte, während seine Gattin den kleinen Schreihals, den nun der Hunger quälte, einstweilen mit Liebkosen beschwichtigte.

„Hier endlich! rief der Graf, nachdem er bereits alles Linnen und Bettzeug, worin der kleine eingewickelt gewesen, aus dem Korbe geworfen hatte, und ergriff ein kleines Paket, das er sogleich eröffnete. Die Hälfte eines zerbrochenen Ringes und das Miniatur-Gemälde einer jungen höchst schönen Dame, reich mit

Brillianten besetzt, war in ein Papier gewickelt, auf welchem, mit Bleifeder geschrieben, folgende Zeilen kaum noch lesbar waren.

„Mit den edeln Gesinnungen, mit der Groß=
„muth und Herzensgüte des Grafen Willseck
„und seiner Gemahlin bekannt, übergibt ein un=
„schuldig verfolgtes Eltern=Paar das Pfand
„seiner Liebe denselben in der Ueberzeug —

Das andere war ganz verwischt und unlesbar, nur noch einzelne Worte, als „Albert" — den 10. Merz — nebst der Unterschrift: J. v. L. konnte man entziffern, und man nahm an, daß der Knabe Albert heiße, am 10. Merz geboren, und von adeliger Abkunft sei. Die Gesichtszüge der Dame auf dem Gemälde, die man für die Mutter hielt, waren dem Grafen und seiner Gattin völlig unbekannt.

„Schrei nicht, kleiner Wildfang! sagte die Gräfin, und die schöne Thräne des Mitleids glänzte in ihrem Auge, „ich will dir deine Mutter ersetzen, und hier mein August wird dir Vater seyn.

„Das werde ich," erwiederte der Graf, küßte

seine Gattin und den Knaben, und ließ den Haushofmeister kommen, dem er befahl, sogleich ein Zimmer in Ordnung bringen zu lassen, welches Lene, die Ehefrau eines Soldaten, der sich dermalen im Felde befand, und deren Kind vor einigen Tagen gestorben war, auch noch den nämlichen Tag, als Amme mit den kleinen Albert bezog.

Da ein Hussar den Kleinen gebracht hatte, so glaubte der Graf Willseck, daß der Oberst Bernau ihm vielleicht eine nähere Nachricht, das Kind betreffend, geben könnte, und schrieb an denselben; allein dieser war schon in der ersten Schlacht gegen den Feind gefallen, und folglich blieb das Schreiben unbeantwortet. — Der Graf Willseck und seine Gattin erfüllten ihr Versprechen im engsten Verstande; auch da schon die Gräfin Mutter eines Sohns und einer Tochter war, verminderte dieses ihre Liebe zu dem jungen Albert keineswegs, und ihr Gatte zog den muntern Knaben, der täglich mehr der guten Eigenschaften entwickelte, fast seinen eigenen Kindern vor. Auch verdiente Albert die Liebe

seiner Pflegeltern, die er, bis zum Jüngling gereift, für seine wahren Eltern hielt. Er war edel und gutherzig, aber etwas wild, die Erde war ihm zu klein, die Welt wäre es ihm auch gewesen. Man wußte ihn nicht recht anzugreifen, er war wie ein Instrument auf das kein Mundstück paßt. Aber in dem Instrumente ruhte eine herrliche Musik. Er allein stand sich oft im Wege; er wollte seine Mahlzeiten bei dem Feuer des Aetna kochen, in dem Ocean seine Hände waschen, und ein Orkan sollte ihm Kühlung zufächeln, den Cimbarossa zu ersteigen, die Quelle des Nils zu entdecken, schien ihm ein Knabenspiel. Zu seinem Glücke gehörte mehr Entsagung als Besitz. Sein Körperbau — er war achtzehn Jahre alt — war der eines farnesischen Hercules, sein Gesicht das eines Antinous. So war Albert, der Liebling des ganzen gräflichen Schlosses, aller Unterthanen, die Leib und Leben für ihn gaben, und von Jedermann, der ihn nur sah.

Eduard der Sohn des Grafen glich ganz in der Güte des Herzens seinem, ein Jahr äl-

tern, Freunde, den er auch nur wenig an Körperbildung nachstand, und an Geistes-Fähigkeiten unmerklich von ihm übertroffen wurde. Nur war er sanfter als Albert und bedachtsamer. Diese kleine Verschiedenheit der Gemüther, war eben das festeste Band der unzertrennlichen Freundschaft dieser beiden Jünglingen. —

Und Antoinette, Eduards Schwester, versprach schon in ihrem vierzehnten Jahre eine prächtige blendende Schönheit zu werden; die Rosen der Morgenröthe blüheten auf ihren Wangen, und Grazie, unaussprechliche Grazie war der Ausdruck ihres Gesichtes. Ein blaues Auge von sanftem Feuer, von einem schmelzenden Blick war der Spiegel ihrer Seele. Ihr Herz war mit Sanftmuth, Güte, Zärtlichkeit und mit der liebenswürdigsten Unschuld angefüllt. So war Antoinette.

Als Knabe schon hing mit wahrer brüderlicher Zärtlichkeit und Liebe Albert an diesem Mädchen; sie allein konnte den wilden Knaben in ein Lamm umschaffen, eine Bitte von ihr den Jüngling zu allem bewegen.

Der Tag vor der Abreise der beiden jungen Leute auf eine der ersten Akademien Deutschlands, nahm der Graf Albert mit sich in sein Kabinet und entdeckte ihm, daß nicht er und die Gräfin seine Eltern seyen, daß er aber dennoch fortfahren möchte, sie als solche zu betrachten, und übergab ihm das Gemälde seiner vermeintlichen Mutter, nebst dem halben Ringe und einem Tuche, welches sich ebenfalls in dem Korbe befand, worin auch die Buchstaben J. v. L. eingestickt waren.

Schmerzlich war für Albert diese Entdeckung, er war ausser Stand zu sprechen, ohne Laut warf er sich mit Thränen zu den Füßen des Grafen, küßte dessen Hand, nahm das Gemälde, Ring und Tuch, und schloß sich eine Stunde lang in sein Zimmer ein.

Ruhiger dem Scheine nach, kehrte Albert in den Kreis seiner Freunde zurück. Liebevoll, mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit empfing ihn die Gräfin, herzlich schloß Eduard ihn in seine Arme, und Antoinette bot ihm, jedoch erröthend, freundlich wie sonst die Wange zum Kuß.

„O Ihr Guten!“ rief Albert. „Wie kann der arme Elternlose eure Liebe vergelten!“

„Durch die Fortdauer deines guten Betragens, durch Liebe, Freundschaft und Anhänglichkeit an uns,“ erwiederte die Gräfin.

„Dies alles, nebst der innigsten Dankbarkeit soll nur mit dem letzten Pulsschlag meines Lebens aufhören,“ sprach der Tiefgerührte. —

Unter den besten Segenswünschen, reichlich mit Geld versehen, verließen am andern Tag die beiden Jünglinge Willseck, und kamen an dem Orte ihrer Bestimmung an; wo Albert, auf das Verlangen seines Pflegevaters, als Graf Willseck und als Eduards Bruder erscheinen mußte.

Beinahe waren drei Jahre verflossen, in deren Zeitraum beide Freunde durch unermüdeten Fleiß sich reichliche Kenntnisse erworben hatten; nur noch wenige Monate, da wollten sie die hohe Schule verlassen, da kam eine Stafette vom Grafen, er schrieb:

„Der König, das Vaterland ruft. Zwanzig „junge Leute von meinen Gütern werden mit „nächsten Tagen zum Heere Blüchers, des deut-

„schen Fabins stoßen, daß Ihr Beide euch ih-
„nen anschließen und sie dahin führen werdet, bin
„ich gewiß; darum erwartet Euch ohne Verwei-
„len euer Vater

August Graf von Willseck.“

Ehe man noch ihre Ankunft erwarten konnte, trafen Albert und Eduard schon zu Haus ein. Nur wenige Tage dauerte ihr Aufenthalt daselbst; allein diese wenigen Tage, wie wichtig wirkten sie nicht auf Alberts künftiges Geschick. — Antoinette war zur Jungfrau gereift, in voller Blüthe standen ihre Reize, sie war keine erkünstelte Schönheit, die mit jedem Pinselstriche die erfinderische Kunst verliert; sie besaß jede Vollkommenheit, die ein Mädchen nur zieren kann, ohne es selbst zu wissen, und darum war sie doppelt reizend; so fand sie jetzt Albert, und seine brüderliche Zuneigung erhielt einen andern Schwung, sie verwandelte sich in die reinste Liebe.

Es war am Vorabende des Scheidungstages als er an ihrer Hand im Park lustwandelte. Der Mond schien hell, der Abend war herrlich,

und die Gegend reizend. Die ganze Natur lag in einer schlummernden Stille, nur das Murmeln des nahen Baches, das Flispern der Blätter schlug sanft an ihr Ohr. Albert fühlte bei der Berührung der Hand der Holden, wie seine Lebensgeister in jeder Nerve dahin schwebten, bis in sein Innerstes; er fühlte das Schmelzen seines Herzens, und ward ganz Wonnegefühl. Da stürzte er in dieser süßen Begeisterung zu Antoinettens Füßen, erflehte ihre Liebe, und erhielt Gegenliebe. Der schöne Bund war geschlossen. O was das für eine Stunde war! Wer kann beschreiben, was unnennbar nur liebenden Seelen empfindbar ist! Jahre hätten sie in diesem Wonnetaumel für diese Stunde dahin gegeben, und ihr ganzes kommendes Leben für noch eine, wie sie.

Wahre Liebe kann sich nicht verstellen; daher bemerkten die Eltern und Eduard bald, was in den Herzen jener Beiden vorging, und segneten nicht allein den Bund der Liebenden, sondern versicherten auch, daß dieses längstens ihr stiller Wunsch gewesen sei. —

Nichts von der Scheidung. Der Graf begleitete die junge Heldenschaar ein Stück Weges. „Ich gebe euch keine Empfehlungen mit,“ sagte er beim Abschiede. Euch selbst zu empfehlen, soll euer Bestreben seyn, und das dieses bei euch nicht fehlen wird, dafür bürgt mir euer deutsches Herz und euer Muth, der aber nie in Tollkühnheit ausarten darf.“

Bald erreichten sie die Armee, und Albert und Eduard traten mit den meisten der Uebrigen, die gleichfalls vom Grafen, ihrem Gutsherrn, reichlich unterstüzt waren, als Gemeine in ein reitendes Jäger-Corps.

Bald fanden beide reichlich Gelegenheit ihren Muth zu zeigen, der wohl manchmal bei Albert in Tollkühnheit ausgeartet würde seyn, wenn nicht die kältere Besonnenheit Eduards ihm zur Seite gestanden hätte.

Beide Freunde waren, was jeder Soldat seyn sollte, tapfer, und vergassen nie im Kriege wo leider nur zu oft die Menschlichkeit mit Füssen getreten wird, das göttliche Gefühl des Mitleids. Nie war ihr Ohr den Jammertönen

der Unglücklichen verschlossen; denn neben wahren Heldensinn wohnt auch allezeit ein gefühlvolles Herz. Wo dieses mangelt, hört der Held auf Held zu seyn, und bleibt nur ein Tirann, eine Geisel der Menschheit. —

Manche Schlacht war geschlagen, die meisten zum Nachtheile des Feindes. Beide Freunde waren nicht unbemerkt geblieben. Jeder war schon Befehlshaber einer Compagnie, jedes Brust zierte bereits der Orden der Tapferkeit, da machte man Vorkehrungen zu der großen Völkerschlacht, die Deutschlands, ja Europens Schicksal entscheiden mußte. Sie entschied, der stolze Feind floh in wilder Auflösung dem Rheine zu, verfolgt von den tapfern deutschen Schaaren und ihren braven Bundesgenossen, die bald auf Frankreichs Boden standen. Noch immer, einige kleine Wunden ausgenommen, war Eduard und Albert unverletzt geblieben, jetzt aber bei einem Vorposten-Gefecht wurde jener gefangen, und da Albert seinen Freund retten wollte und sich mit einer kleinen Schaar, die ihm folgte, in den dick-

sten

sten Haufen des Feindes stürzte, fiel er tödtlich verwundet, von einer Kugel getroffen.

Wie aus einem tiefen Schlaf erwachte er, und doch glaubte er noch zu träumen, er erinnerte sich auf dem Schlachtfelde verwundet worden zu seyn; jetzt befand er sich in einem schönen modern ausmeublirten Zimmer auf einem seidenen Bette, seine Wunde war verbunden, eine tiefe Stille, obgleich die Sonne ihre halbe Bahn zurückgelegt hatte, herrschte um ihn her. Er wollte sein Lager verlassen, aber seine Kräfte erlaubten es nicht. Da fühlte er auf seine Brust, wo er das Gemälde, welches wahrscheinlich seine Mutter vorstellte, nebst dem Tuche, worin er sorgfältig den halben Ring verwahret hatte, beständig trug; alles war nicht mehr da.

„So ist also, dachte er; auch die letzte Hoffnung verloren für dich, deine Eltern je zu finden!“ Traurig machte ihn dieser Gedanke, da ertönte der Laut einer Guitarre, und eine weibliche Stimme sang:

Glücklich, wenn, in froher Hoffnung Schimmer,
Hell ein Bild von heit'rer Zukunft blinkt,
Schöner strahlt mit jedem Tag, und nimmer
Mit der Wirklichkeit in Schatten sinkt!
Aber wehe dem, der aus dem Traume
Froher Bilder sich zur Qual erwacht,
Der sich träumte hin zur Frucht am Baume,
Und erwachend blickt in düstre Nacht!
Doch verzage nicht! — schon in der Ferne
Schwebt ein Lichtstrahl von der Vorsichts-Hand
Dir gesendet, und durch diesen lerne,
Wie die Freude mit dem Schmerz verwandt.

Der Gesang kam aus einem Garten, den Albert von seinem Bett aus erblicken konnte. „Gutes Wesen," dachte dieser, „wer du auch immer seyn magst! würden doch deine Worte bei mir einst in Wirklichkeit übergehen!"

Jetzt öffnete sich die Thüre des Zimmers, ein Diener in reicher Livre führte einen Herrn ein, den man es auf den ersten Anblick ansehen konnte, daß er zu den Söhnen Aesculaps gehöre. Der Diener, da er Albert wach erblickte, verließ sogleich wieder das Zimmer,

und der Wundarzt packte seine Instrumente aus, und nahete sich dem Patienten.

Halt! rief dieser, erst mein Herr, bitte ich mir gefälligst zu sagen: wo ich mich befinde, ob ich gefangen sei, und wie ich hieher komme?

„Viel Neugierde auf einmal!“ sagte lächelnd der Wundarzt, „die bald befriedigt seyn wird; doch nicht von dem, der Sie jetzt ersucht wenig zu reden, noch weniger zu denken, welches noch mehr angreift. Bevor Sie Charons Nachen, den Sie noch mit einem Fuße betreten, nicht verlassen haben, muß ich Kraft meines Amtes befehlen, alle Neugierde zu ziegeln, die nur Wallung ins Geblüte bringt und der Heilung entgegen steht.“

Nun schritt er zum Verbande der Wunde.

„Beim nächsten Verbande,“ sprach er, „wird sich es ausweisen, ob Sie noch länger ein Bewohner dieses Erdenklosses bleiben werden. Ruhe und gute Diät empfehle ich bestens, da sich wohl heute das Wundfieber einstellen wird.“

Er ging, und der Diener brachte eine Kraftsuppe und etwas Wein, und antwortete auf

Alberts wiederholte Fragen: Ihm und Jedem sei, sich darüber zu äussern, von der Herrschaft verboten, die sich vorbehalten hätte, selbst alles zu erklären. —

Darüber mußte sich jener beruhigen. Erst nach acht langen Tagen, nach dem das Wundfieber Albert verlassen hatte, erklärte der Arzt ihn ausser aller Gefahr, und kündigte ihm auf den Abend den Besuch des Hausherrn an.

Ein Mann mit edler, aber finsterer Miene von hagern blassen Angeschicht trat ein, in seiner Hand hielt er das Tuch und das Gemälde, welches Beides Albert so schmerzlich vermißte.

„Also,“ rief Albert, „da ich wahrscheinlich den Herrn dieses Hauses vor mir sehe, muß ich nicht allein den besten Dank für Ihre menschenfreundliche Aufnahme, gastfreundliche Bewirthung und Pflege Ihnen abstatten, sondern auch für die gütige Aufbewahrung dieser Sachen, die mir so theuer sind.“

„Sie nennen sich Graf Willseck;“ sagte der Hausherr, „wie kommen Sie zu diesem Gemälde, Tuch und Ring?“

Albert, welcher glaubte, diesem die größten Verbindlichkeiten schuldig zu seyn, erzählte den Vorfall, so wie er denselben von seinem Pflegvater vernommen hatte.

„Ja, du bist es! diese Züge deines Gesichts haben mich nicht getäuscht; du bist der Sohn meines unglücklichen Bruders, komm in die Arme deines Onkels; der dich hier in deinem Eigenthum herzlich willkommen heißt!“ rief jener, und schloß den erstaunten Albert an seine Brust.

Nun kam es zur Erklärung, und der Onkel erzählte:

„Ich bin der Marquis von Montemart, und der jüngere Bruder deines Vaters. Bei Anfang der Revolution hier, wanderten auch wir, gleich vielen andern von Adel aus, und schloßen uns an das Gefolge des jetzigen Königs Ludwigs 18ten an, der erst in Deutschland und dann in einer russischen Provinz seinen Aufenthalt nahm. Hier lernte durch Zufall mein Bruder die junge Fürstin Julie Ludomirski kennen, liebte sie, und erhielt Gegenliebe. Da keine Hoffnung da war, die Einwilligung von den Verwandten der Prinzessin

zu einer Verbindung zu erhalten, so entführte dein Vater seine Geliebte, und ließ sich mit derselben in Preußen trauen. Verfolgt von der Rache des Fürsten Alexis Ludomirski, Juliens Bruder, flohen die Neuverbundenen von einem Land ins andere, ich begleitete sie. O! hätte ich sie nie verlassen! — In P. glaubten wir uns sicher, hier wurdest du geboren, und ich reiste in Geschäften unserer Prinzen nach England. Deine Eltern wurden auch in P. entdeckt, und von Alexis Rache verfolgt, flohen sie abermals. Hier auf dieser Flucht müssen sie dich den Grafen Willseck übergeben haben; denn kurz darauf wurde mein Bruder, durch seinen unversöhnlichen Schwager in Duell ermordet, und deine Mutter in ein Kloster in Polen gebracht, wo sie nur zu bald ihren Kummer erlag. Dieß erfuhr ich bei meiner Zurückkunft, und mein Bestreben war, Dich wo möglich zu finden. Aber mein Bemühen war vergebens. Der Bruder deiner Mutter blieb bald darauf in den polnischen Kriege, und entging dadurch meiner gerechten Rache. Im Jahre 1805 erhielt ich auf Ver-

wenden des Kurfürsten von Baiern, unsere Familien-Güter wieder, und zog hieher in dem festen Willen diese Güter bloß zu verwalten, in der Hoffnung, dich als den rechtmäßigen Besitzer derselben, einst zu finden. Ich war so glücklich. Nach dem Treffen, worin du verwundet wurdest, kam ich kurz darauf auf jenen Platz, und fand einen Soldaten, der dich eben geplündert hatte, und das Gemälde noch in seiner Hand hielt; ich erkannte es sogleich, und fragte ihn: wie er dazu gelangt sei. Er wieß auf dich; ich kaufte es ihm um einen geringen Preis ab, erkannte in dir die Züge meines Bruders, und ließ dich, da noch Leben bei dir verspührt wurde, mit Sorgfalt hieher auf mein nahes Schloß bringen, das von heute an dein Eigenthum ist." —

„O, meine theuern Eltern!" rief Albert, „so soll euer Sohn nicht das Glück haben, von Euch gesegnet zu werden!"

„Gerecht ist dein Schmerz, lieber Neffe!" sagte der Marquis, „doch bedenke und tröste Dich damit, daß das Schicksal an dir mehr gethan, als an vielen Anderen. Schon haben

Dir der Graf Willseck und seine Gattin durch Sorgfalt und Liebe deine Eltern ersetzt, und mein Bestreben soll es seyn, Dich zu lieben, und nach Kräften Dein Glück zu befördern, und dazu habe ich mir eine Gehülfin erkohren, die willig dazu beitragen wird.“

Hier öffnete er die Thüre, und ein reizendes Mädchen, dem wahre Unschuld auf der Stirne thronte, trat ein.

„Meine Tochter Mathilde,“ sagte der Onkel, „deren Mutter ich, leider, allzufrüh verlor, bittet um Deine Freundschaft.“

Mathilde reichte dem Vetter die Hand, die er unter der Versicherung ewiger Freundschaft an seine Lippen drückte. Sie war die Sängerin, die ihn vor kurzem an die Hoffnung heiterer Zukunft verwies. —

Am andern Tage übergab der Marquis feierlich die Güter an seinen Neffen, nebst einer ansehnlichen Summe baaren Geldes.

Schon hatte Albert sein Glück nach Willseck berichtet, und versprochen, so bald wie möglich selbst dort einzutreffen.

Bereits hatte er Anstalt zu dieser Reise getroffen, da kehrten viele der deutschen Krieger nach ihrer Heimath zurück, denn Paris war erobert, des stolzen Korsen Uebermuth gedämpft, und er selbst nach der Insel Elba verwiesen; da wandelte Albert an Mathildens Hand im Park nahe an der Heerstrasse, als ein Wagen schnell vorbei rollte. „Halt!" rief eine Stimme, „ein Offizier sprang heraus, und Eduard lag in den Armen seines Freundes." —

Süß sind der Freundschaft trauliche Bande,
Hehre Gefühle durchglühen die Brust;
Schwingt sich der Geist auch in fernere Lande,
Athmet doch selige Wonne die Brust.
Tugend, nur du reichst für Freundschaft den Lohn,
Zeigst uns die Freuden der Seligen schon. —

Bitter ist Trennung von Herzen des Freundes,
Wiedersehn schenkt uns der Seligkeit viel;
Auch aus dem trügerischen Munde des Feindes,
Tönt uns der Abschied so feierlich still!
Einst wenn des Wiedersehens Kuß uns erfreut,
Träumen wir uns in vergangne Zeit. —

Bald war Eduard von Mathildens Reizen

gefesselt, und von ihr wieder geliebt. Ihr Vater billigte die Neigung, und man beschloß nun insgesammt die Reise nach Willseck anzutreten.

Mit welcher Freude, Liebe und Freundschaft dort die Angekommenen empfangen wurden, läßt sich leicht denken. Hier hatte sich auch unter der Zeit aufgeklärt, wie Albert in die Hände seiner Pflegeltern gerathen war.

Der Oberst, der in Willseck einquartirt gewesen, lernte den Grafen und seine Gattin bald als edle Menschen kennen, er war der Freund des verfolgten Marquis von Montemart, und that diesem den Vorschlag, das Kind, das den Eltern, obgleich sie sich schwer von ihm trennten, auf der Flucht beschwerlich fiel, einstweilen dem Grafen anzuvertrauen.

Alberts Mutter wollte ihr Kind selbst nach Willseck bringen, da waren ihre Verfolger ihr neuerdings auf der Spur, sie hatte nur so viel Zeit, ein paar Zeilen zu schreiben, und das Kind dem Obersten auf dem Wege zu übergeben, der es mit einem Husaren nach Willseck sandte. Sicher würde er dem Grafen die Eltern des

Knaben genannt haben, allein er war, wie schon gesagt, bereits im ersten Treffen geblieben. Dieß erfuhr der Graf alles durch den Adjutanten des Obersten, der jetzt als Güterbesitzer in der Nähe von Willseck lebte, wo er kürzlich hingezogen war.

Beide junge Paare wurden bald durch Hymens Bande vereint, und der Marquis, der bei seinem Neffen auf diesen Gütern lebte, vertauschte nur seine Tochter gegen Antoinette, die ihm diese ersetzte, so wie Mathilde die Liebe ihrer Schwiegereltern, reichlich gewann, und dieselbe auch wirklich verdiente.

9.

Abentheuer auf einer Reise zur Brautschau.

Was soll ich denn im Auslande suchen, was auch unserem vaterländischen Boden so herrlich und so hinreichend blühet, ein hübsches Mädchen nämlich: so hatte ich meinem Vater geschrieben, als dieser mir in einer langen Epistelbefahl nach Kassel zur Brautschau zu reisen, und mir zugleich einen Brief an die verwittwete Frau Kreisräthin Blond, die Mutter meiner bestimmten Braut, als gleichsam einen Paßport, um glücklich in den Hafen der Ehe einzulaufen, übermachte.

Die Antwort war: Du wirst die Reise nach Kassel ohne Verweilen antreten, Caroline Blond ist ein hübsches und nach Jedermanns Aussage,

ein sittiges Mädchen, und was diesen Eigenschaften wenig nachsteht, sie hat 16000 Rthl., solche Mädchen sind heut zu Tage eine seltene Erscheinung. Greif zu, sonst bist du ein Esel. Ich bin dein treuer Vater.

Ach! hätte der gute Vater ahnen können, welche Schicksale mir Aermsten auf dieser zwölf Meilen langen Reise bevorstanden, wahrhaft, er hätte sein einziges Ehesprößlein jenen vermaladeiten Abentheuern nicht ausgesetzt.

Dem Befehle meines Vaters gemäß, miethete ich auf acht Tage ein Pferd, packte in meinem Mantelsack mein bestes Kleid, einige Wäsche, einen ächten ostindischen Shawl, in Sachsen verfertiget, für meine Zukünftige, die mir so fremd, wie eine Bewohnerin des Mondes war, nebst meinem Paß; in meine Rocktaschen meine Pfeife, Taback und Feuerzeug, und das Taschenbuch für Reisende jeder Gattung, von Joh. Christ. Fick.

So ausgerüstet, ritt ich wohlgemuth zum Thore von N. hinaus, meine bevorstehende unglückliche Zufälle keineswegs ahnend.

Eben hatte ich die Grenze meines, durch die deutsche Fürsten-Politik kürzlich beschnittenen, Vaterländchens erreicht, in dessen Hauptstadt gleiches Namens, ich zum erstenmal dieses sublimarische Chaos vor zwei und zwanzig Jahren anschrie, als ein laut donnerndes, Halt! den ehrbaren Schritt meines Schimmels hemmte, und eine lange Figur mit einem großen Dreimaster auf dem Kopfe, und einen, fast drei Fuß langen, Zopf im Nacken, mich fragte, ob ich nichts Accisbares bei mir habe.

Jetzt standen bei mir die Ochsen am Berge; ich wußte nicht, sollte ich Ja oder Nein antworten; denn welcher sterbliche Mensch ist im Stande alle Zolltarife unseres lieben Deutschlandes im Kopfe zu haben! Ich schwieg daher, und betrachtete den halben Riesen, dessen Stentorstimme mit ihm in voller Harmonie stand.

„Der Herr sind wohl taubstumm!" fragte der Zöllner, der seinen Körperbau nach wenigstens, seinem Vorfahrer dem Zachäus in der Bibel, keineswegs glich, weiter.

Mir gefiel dieß angedeutete Mittel des lan-

gen Mannes, ich glaubte dadurch seiner Antwort ausweichen zu können, machte darum eine bejahende Kopfbewegung, und dachte um allem Weitern entgangen zu seyn. Aber weit gefehlt, die Strafe meiner stummen Lüge folgte ihr auf dem Fuße; denn das Gegenstück des kleinen Zachäus fing sogleich an, die Fingersprache — die ohnehin in H., wo laut sprechen verboten, bald ganz eingeführt seyn wird — so geläufig und mit solchen Verrenkungen seines Goliaths Leichnams zu sprechen, daß mich ein unwiderstehlicher Kitzel des Lachens überfiel, bei welchem Zufall ich das Unglück hatte, meinen Schimmel die Sporn so scharf in die Seite zu drücken, daß das sonst sanfte Thier es so übel nahm, und aufgebracht darüber einen Seitensprung that, den grimasirenden Goliath zu Boden warf, und gestreckten Laufes mit mir davon eilte.

So erreichte ich nolens volens das Städtchen N., welches das erste an der H.... Grenze war, und dachte schon im Gasthofe bei einem guten Mahle meinen gleichsam, durch den

unsanften schnellen Gang meines Kleppers, geräderten Körper zu erquicken, und war eben vor dem goldenen Löwen abgestiegen, als ein Reiter angesprengt kam, sich mir als einen H..... Strickreiter, alias Gensdarme, kund that, und in einem Brainarbastone mir nach dem Rathhause zu folgen befahl. Hier berichtete er den Frevel, den ich am Zöllner Goliath verübt hatte, von dem er ab, und mir eiligst nachgeschickt war. Und weil solcher als groß genug, von dem gestrengen Herrn Stadtschreiber erfunden wurde, einen förmlichen Kriminal-Prozeß deswegen zu instruiren, maßen nicht allein muthwillige Verhöhnung eines höchstbestellten D. h. Dieners, durch Lug und Trug und falsches Vorgeben, sondern auch mörderischer Angriff auf sein Leben durch Niederreiten, deßgleichen freche Entziehung billiger Strafe durch Flucht, mir zur Last fiel: so erachtete man für dienlich, mich engeren Gewahrsam zu übergeben, und setzte mich in einen Thurme, dessen dicke Mauer und Eisengitter mich vor jeder Berührung der Außenwelt hinreichend schützten.

Hier in meinem neuen Logis hatte ich auf einmal gefunden, wornach die Weisen aller Zeiten sich stets sehnten, Abgeschiedenheit von dem lästigen Treiben der Menschen, und ruhige Muße.

Freilich war der Ort, den mir das Geschick angewiesen, gerade kein Sorgenfreier, aber was schadete das? Wer nur denken kann, mag dieses sowohl thun in einem Thurm, als in einem lachenden Landhause, und am Ende läuft doch alles auf Eins hinaus, das Leben des Gefangenen, wie das des Freien, und früh oder spät endet eins wie's andere, der beste aller Freunde, der Tod.

So philosophirte ich, und suchte mich zu trösten über mein Mißgeschick, so gut es gehen wollte, dabei aber eifrig wünschend, man möchte den Schimmel als Mitconsorte des begangenen Frevels eben so einthürmen, wie mich, seinen Herrn, der alles Ernstes glaubte, das Licht der Freiheit sobald nicht wieder zu erblicken. —

Eine ansehnliche Geldbuße, die zu meiner größten Freude mein Vater, der die Ursache meines Unfalls war, dieweil er mich auf die

Brautschau schickte, bezahlen mußte, war nach einem Monat mit der Wiedererlangung meiner Freiheit verknüpft; und so zog ich von neuem meines Weges.

Der Schimmel, der keineswegs, wie ich, im Thurm gesessen, war längst seinen Eigenthümer zurückgesandt worden; und ich trat daher meine weitere Fahrt nach K..... zu Fuße an, nicht ahnend, daß das tückische Fatum mir bereits einen zweiten Fallstrick gelegt hatte. —

In R.t.b.g. der kleinen Residenz eines kleinen Fürsten, der aber den größten Thron zieren würde, war eben Jahrmarkt, und deswegen alle Wirthshäuser so voll, daß ich nur mit vieler Mühe eine Unterkunft in einer der Vorstadt fand. Eine dicke Tabackswolke und ein verworrenes Stimmengebraus quoll mir bei Oeffnung der Thüre entgegen. Ohr und Auge brauchten einige Zeit, um in diesem, gleichsam infernalischen Schlunde sich zu orientiren. Lange stand ich in der Mitte dieses Chaos, als ich endlich in einer Ecke des Zimmers noch ein Plätzchen fand, von dem ich sogleich Besitz nahm. Neben mir rausch-

te es wie Seidenzeug, und als meine Augen endlich etwas gewöhnt ihre Sehkraft in dem Qualm gebrauchen konnten, entdeckten sie an meiner linken Seite ein junges, an meiner rechten ein ältliches Frauenzimmer. Ich hatte zwischen ihnen meinen Platz gefunden.

Mein Gruß wurde von beiden erwiedert, von der rechten Seite erhielt ich ein bloßes Kopfnicken; von der linken in einem Flötentone einen herzlichen guten Abend. Jetzt brachte der Wirth noch ein Licht, das er vor uns setzte, und mich fragte, da ich Willens seie, über Nacht unter seinem Dache zu bleiben, um meinen Paß. Ich übergab denselben, der Wirth las, wurde ganz höflich, und bedauerte, mir, dem wohlbestellten Amts-Assessor, mit keinem eigenen Zimmer dienen zu können; doch wolle er mir ein Bett in einem anweisen, wo nur schöne und honette Leute schliefen. Hier sah er die beiden Frauenzimmer lächelnd an. Ich bestellte ein Nachtessen und zuvor eine Flasche Wein.

„Wollen Sie Kasseler Pontack, Witzenhäuser

weißen; oder ausländischen köstlichen Näumburger?"

Mein Vater war ein Weinhändler, und ich kannte so ziemlich alle gang- und trinkbare Weine, aber diese drei Sorten waren mir völlig unbekannt. Ich bestellte daher vom Besten.

Jetzt hatte ich Zeit und Muße meine Nachbarinnen zu betrachten, und fing mit der zu meiner rechten an, welche, das Wort des Wirthes „Herr Amts-Assessor, plötzlich umgestimmt hatte, indem sie mich zuvor wahrscheinlich für einen reisenden Handwerksburschen ansah.

Bald war ich durch ihr geläufiges Sprach-Organ benachrichtiget, sie sei eine Putzmacherin aus K....., habe das dasige fürstliche Haus — das weibliche Personale desselben nämlich — mit ihren neuesten Mode-Produkten versorgt, beihin auf den heutigen Markt ihre Kunstsachen ausgelegt und reise morgen wieder zurück; und und da mein Weg ohnfehlbar auch dahin führe, so würde sie und ihre Tochter Pauline sich glücklich finden, unter meiner Obhut die Rückreise anzutreten.

Nun kann ich so leicht — die Schwachheit ist mir angeboren — keinem Frauenzimmer, sei es schön oder häßlich, etwas abschlagen; dieß und das — o, das wäre schön! — welches meine linke Nachbarin von sich gab, bestimmten mich ohneweiters den Vorschlag anzunehmen. Jetzt brachte der Wirth den Wein, ich bestellte noch zwei Gläser, und da ich einmal zum Reisemarschall creirt war, so glaubte ich es für meine Schuldigkeit, für das Abendbrod zu sorgen, und befahl dem Wirth das Beste was seine Küche vermöge, uns aufzutischen. Wir wurden reichlich bedient, und da der Kasselaner Pontack, der edle Witzenhäuser, und der köstliche Naumburger, den wir alle der Reihe nach probten, gar nicht meinen Geschmacke anpassen wollte, so bestellte ich Punsch. Auch die Bowle dieses brittischen Getränkes war bis zur Nagelprobe geleert, und war es ein Wunder, daß ich in der Nacht, wo wir, nebst einem Hirschfelder Leinwandehändler, in vier Betten, in einem Zimmer schliefen, durch die vielerlei Wein und Punsch-Geister geneckt, Paulinens Bett für meines nahm?

Ich erwachte mit einem heftigen Kopfwehe, es war heller Tag, alle drei Betten leer, und ich eilte daher mich in meine Kleider zu werfen, um meine Schützlinge, wie ich versprochen hatte, nach K..... zu escortiren. Ich wollte die Zeit wissen, und griff nach meiner Uhr, sie war nicht da, ich suchte alles aus, bei dieser Gelegenheit nahm ich wahr, daß auch meine Börse fehle, auch war mein Felleisen offen, und der Shawl, für meine unbekannte Braut in K..... bestimmt, war nicht zu finden.

Ich machte einen entsetzlichen Lärmen, der bald den Wirth, seine Frau, und das ganze Hauspersonale herbeizog. Es war richtig, ich war bestohlen, meine Tisch- und Bettnachbarinnen waren schon vor drei Stunden eiligst abgereist. Der Wirth bezweifelte meine Aussage und drang auf Bezahlung, die an 6 Thlr. sich belief. Was war zu thun? Ich mußte dem Manne mein Felleisen mit seinem ganzen Eingeweide zum Pfande lassen, und trat nun meine Reise ohne Heller und Pfennig weiter an, in der Hoffnnng von meiner Frau Schwiegermutter in spe zu K.....,

welches ich heute noch zu erreichen gedachte, Vorschuß zu erhalten. Aus Mitleid reichte mir die Wirthin heimlich einen Schnaps und ein Butterbrod, und so gings im Douplirschritte fort, der mich aber keineswegs hinderte meine Reise zur Brautschau, des Mißgeschicks wegen, das mich betraf aus ganzem Herzen zu verwünschen. Schon war ich zwei Meilen gegangen, und sah das Städtchen M. vor mir, als ich nach meinem Passe griff, auch der war fort, und wahrscheinlich im Wirthshause zu R. liegen geblieben; den Brief meines Vaters an die Kreisräthin, jetzt schon beinahe sechs Wochen alt, fand ich zum Glück noch in meiner Rocktasche. Mein Magen bellte jetzt aus Hunger — den Durst hatte ich in Ermanglung einer Quelle, aus der Fulda gelöscht. — Es war eben Mittag und der Duft mancherlei Speisen drang in meine Nase, als ich durch M. ging; allein obgleich mein Geruch davon in Thätigkeit kam, blieb mein armer Magen doch unbefriedigt.

Ich hatte noch drei Meilen bis K....., und erreichte hungrig und abgemattet diese Stadt.

Ungehindert kam ich durchs L........ Thor hinein, und erkundigte mich sogleich nach der Wohnung der Frau Kreisräthin Blond zuerst in einem Krämerladen, dann in einer Apotheke, bei einem Bäcker und in andern Häusern. Niemand konnte mir hier in der Altstadt Bescheid geben, und überall hieß es, sie wird wohl in der Neustadt wohnen. Schon hatte ich einen Menschen, dem ich es sogleich an seiner Kleidung als auch an seinem Gesichte ansah, daß er zu den handgreiflichen Handwerk gehöre, lange hinter mir erblickt, er war mir nach der Neustadt gefolgt, und als ich eben auf dem Königsplatze mich nach Jemand umsah, um hier nach dem Hause meiner zukünftigen Schwiegermutter zu fragen, und ich Niemand, als diesen Herrn Haltunsfest, erblickte, so richtete ich meine Frage an ihn. — Will Sie gleich dahin bringen — sprach der Ehrenmann mit einem Dialekt, der nur den Abkömmlingen Abrahams eigen ist — er war auch wirklich ein Jude —. Kommen Sie mit mir:

Ich folgte, er führte mich in die Altstadt zurück, schellte an einem Hause, dessen Fenster

zu meiner Verwunderung mit eisernen Stäben versehen waren; ein Mann in gleicher Uniform mit meinem Führer, öffnete, dieser schob mich zur Thüre herein; sagte zu seinem Mitbruder: „Ein Vagabund und Bettler,“ verschwand sogleich darauf, indem er die Hausthüre hinter sich zuwarf.

Hier stand ich, und wollte eben fragen, was dieses zu bedeuten hätte, als mein neuer Begleiter mich, ohne anzuhören, vor sich her die Treppe hinauf buxirte, eine Thüre stark mit Eisen beschlagen, öffnete, mich hineinschob, und hinter mir wieder zuschloß.

„Willkommen Kamerad!“ scholl es mir von einem Dutzend Kehlen, die vagabondirenden Handwerksburschen zugehörten, entgegen. „Allons! zwei Schoppen Schnaps bezahlt, so erhältst du das Bürgerrecht hier!“

Ich gab mein Unvermögen, ihnen nicht damit dienen zu können, zu erkennen, allein es half nichts, einer von ihnen donnerte an der Thür, ein Dienstmädchen erschien, er reichte dieser mein Sack,

tuch, das er mir aus der Tasche zog, hin, und befahl Schnaps dafür zu bringen.

Bald darauf brachte das Mädchen 1½ Schoppen Branntwein, mit der Weisung, der Herr Polizeisergeant könne für das Tuch nicht mehr geben.

Hohl den Juden der Teufel! rief ein rothköpfiger Schustersgesell.

„Sind denn alle Diener der hochlöblichen Polizei hier Juden?“ fragte ich. „Der mich herbrachte, war auch einer.“

„Viele;“ bekam ich zur Antwort. „Denn mit diesem großen Spitzbuben, fängt man ja die kleinen am besten.“

Jetzt wurde mir gesagt, daß ich mich in Polizei-Arrest befände, weil man mich wahrscheinlich, da ich in mehrere Häuser gegangen war, um nach der Frau Kreisräthin zu fragen, für einen fechtenden Handwerksburschen genommen, und mich deswegen hieher gebracht habe. Nun wurde der Schnaps in Gemeinschaft getrunken, wozu der eine Brod, der andere Wurst, der dritte Speck und ein anderer Käß hergab, wo-

mit das Nachtmahl beschlossen wurde. Der Geruch dieses Quodlibet, wozu noch der Dampf von acht Pfeifen mit Galgenknaster gefüllt, nebst dem Dunste des Tag- und Nachtstuhls, der sich in dem Zimmer befand, hinzu kam, wirkten so auf meine Nerven, daß ich einen Platz auf der Pritsche suchen mußte, weil ich mich, wie betrunken fühlte.

Aber, guter Gott! kaum hatte ich einige Minuten auf diesem harten Lager meinem müden Leichnam ausgestreckt, als eine Armee von Wanzen und Flöhe von demselben Besitz nahm. Gefleckt, wie eine Tigerkatze von dem Bissen dieser Thiere, sprang ich auf, und nahm Platz auf einer Bank, worauf ich noch wachend den neuen Tag begrüßte, der, wie ich hoffte, mich aus meiner vermaledeiten Lage bringen würde. Allein weit gefehlt, es war am andern Tage Sonntag, und die Polizei, obgleich mancher Jud unter ihr Personal aufgenommen war, hielt zu viel auf die Feier des Sonntags, als daß sie denselben mit Arbeit hätte entheiligen sollen, und übte an dergleichen Tagen das dulce far

pienti im vollem Verstande. Ich mußte also volens vollens noch einen vollen Tag aushalten, und obgleich ein so guter Christ, als es nur einen auf diesem sublinarischen Erdenkloße geben konnte, ich bin, so hätte ich doch beinahe die Sabbathsfeier verwünscht. —

Doch alles in der Welt nimmt ein Ende, folglich auch dieser Sonntag, den ich hier verlebte, und an welchem man mir, vermuthlich um mir den Magen nicht zu verderben — eine treffliche Vorsicht der K..... Polizei — etwas über ein Pfund Brod, und eine ungeschmalzene, ungesalzene Suppe reichte, in welcher die Erbsen so sparsam umherschwammen, als die guten Gedanken in den Köpfen der Mitglieder der — Versammlung zu F. zum Heil unseres lieben Vaterlandes.

Endlich erschien der Montag; schon war ich in Angst das Polizei-Personal möchte sich an die altdeutsche Gewohnheit halten, und einen blauen Montag machen; da öffnete sich unsere Thüre und ein Polizei-Serjeant — diesmal keiner aus der Nachkommenschaft Abrahams — hieß mich ihm folgen; auf dem Gange stand eine Ma-

schine, die ich im ersten Blicke für eine Häckerlingsbank, beim zweiten für eine Folterbank nahm; mein zweiter Blick hatte wahr getroffen; denn mein Begleiter, der meinen Blick nach dieser Höllenmaschine gewahrte, sagte: sprech der Herr nur fein die Wahrheit, damit ihm hier auf diesen Ding dieselbe nicht herausgeklopft wird. Und hier machte er keine zweideutige Bewegung mit seinem Zolldicken Haselstock.

Wir traten in ein Zimmer, wo sich ein Herr in königsblauer Uniform mit rothen Kragen und Aufschlägen mit Gold gestickt, zwei Eppauletten und ein Schwert mit goldenem Portepee an seiner Seite, befand. Ich hielt ihn zuerst — einen Kleinstädter wie mir, ist diese Sünde leicht zu vergeben — für den Fürsten selbst, oder wenigstens für den commandirenden General der fürstlichen Leibgarde zu Pferd, weil Sporn seine Stiefeln zierten. Da redete mein Begleiter denselben wie folgt an, und ich sah meinen Irrthum ein.

„Hier ist der Mensch, Herr Oberpolizei-Inspektor, den am Sonnabende der Polizei-Agent

Kramer als einen vagabontirenden Bettler arretirte.“

Das Verhör begann. Ich erzählte meine unglückliche Reise, und die Ursache warum ich sie antrat, nachdem ich zuvor meinem Stammbaum erklärt hatte; und überreichte zur Beglaubigung meiner Aussage das Schreiben meines Herrn Papas an die Frau Kreisräthin Blond.

Der Herr Oberpolizei-Inspector lachte herzlich über mein Abentheuer, versprach den Brief sogleich an die Kreisräthin zu senden, und wenn diese mich als den Sohn meines angegebenen Vaters anerkennen würde, so sollte nicht allein meine Freiheit sogleich erfolgen; sondern ich sollte auch mit einer Aufenthaltskarte versehen werden; auch würde man von Seiten einer hochlöblichen Polizei suchen, mir meine, von der angeblichen Putzmacherin und ihrer Tochter entwendeten Sachen wieder zu verschaffen. —

Der Herr Ober-Inspektor schrieb sogleich einige Zeilen, schloß meinen Brief ein, und schickte das ganze an die Kreisräthin.

„Bis die Antwort erfolgt, bringen Sie den

Herrn einstweilen in die Bürgerstube;" sprach er, und ich folgte meinen Begleiter dahin.

Die Bürger-Stube, bestimmt für Bürger allein, wie es der Name ausgiebt, war reinlicher als mein voriges Logis, und da eben kein Bürger eine Polizei-Sünde abzubüßen hatte, so befand ich mich allein.

Nun glaubte ich Zeit zu haben, meine Abentheuer auf der fatalen Reise noch einmal bei mir zu recapituliren, und begann damit. Ich war eben da, als ich in N. Paulinens Bett, durch den starken Geist des Cassler Pontacks, im Streit mit dem Witzenhäuser sauern und Naumburger herben, wozu sich jener des Schleen vertreibenden Punsches vereinte, verführt, für das meinige nahm; als ich die traurige Nachricht erhielt, daß die Frau Kreisräthin gestern nach Hof-Grismar gereist seien, und erst in vier Tagen zurückkehren würden; doch sollte dieses meiner Freilassung keineswegs hinderlich seyn, wenn ich eine andere Person hier in Kassel nennen würde, die einstweilen Bürge für mich seyn wollte. Im Gegen-

fall müßte ich, bis zur Ankunft der Kreisräthin in Gewahrsam verharren.

Ich besann mich, und endlich fiel mir ein gewisser Herr M. Gastgeber zum Kronprinzen von Preußen ein, der seine Weine bei meinem Vater nahm, mehreremale deswegen in meiner Vaterstadt war, und mich bestimmt kennen mußte. Ich nannte ihn, man schickte nach ihm, er kam, erkannte mich, sprach gut für mich, und ich war frei. Herr M. nahm mich mit nach seinem Hause, wieß mir ein Zimmer an, und versah mich mit Geld.

Das erste was ich that, war, einen Boten nach R. zu senden, um mein Felleisen dort einzulösen; welches auch am zweiten Tag ankam. Meinen Papa hatte ich meine unglücklichen Abentheuer berichtet, und ihn um Sendung eines Wechsels gebeten. Ich glaubte dieses, obgleich ich meine eigene, zwar knappe Besoldung bezog, mit Recht von ihm, als die wirkende Ursache meiner unglücklichen Reise, fordern zu können. —

Ich hatte vier Tage Zeit bis meine Schwiegermutter in der Hoffnung von Hof-Grismar

zurück-

zurückkommen würde, nahm mir daher vor, die Merkwürdigkeiten K..... zu besehen, und machte den Anfang mit Wilhelmshöhe. Schon hatte ich zwei Stunden lang die prächtigen Parthien, wo die Kunst mit der Natur wettzueifern scheint, durchgegangen, als ich plötzlich wie eingewurzelt stehen blieb. Dort ruhete in einer Laube, von einem süßen Schlummer umfangen, ein Mädchen auf einer weichen Rasenbank, von himmlischer Schönheit. Selbst Hebe hätte die Holde in ihrem herrlichen Wuchs beneidet, und ein niedlicheres Füßchen konnte auch Terpsichore nicht haben. Die kleinen Korallenlippen waren zum Kusse geschaffen, und die Wangen leuchteten auf wie das Morgenroth, wenn es den Himmel mit seinem köstlichen Glanze schmückt. Ein goldenes Haar umschattete die königliche Lilienstirn, und ringelte sich in üppiger Fülle den weissen Schwanenhals herab. Die Sonnen der Liebe waren von seidenen Wimpern verschlossen, der rosige Mund aber ein wenig geöffnet, so daß man recht gut zwei Reihen blendender Perlen bemerken konnte.

Mit trunkenem Blick sah ich nieder auf die blühende Gestalt, mich weidend an dem unendlichen Liebreiz, der über ihr ganzes Wesen ausgegossen war. In sanften Wellen hob sich der jungfräuliche Busen, die Unschuld thronte auf ihrem Gesicht; ihr Herz mußte rein seyn, wie das Licht der Sonne, in ihrer keuschen Brust süßer Frieden wohnen!

Ich hätte vergehen mögen von der heißen Glut, die in meinem Innern immer stärker empor zu lodern begann. Fieberhaft klopften alle meine Pulse und meine Lippen sehnten sich nach dem himmlischen Genusse, in einem seelenvollen Kusse die Seeligkeit der Liebe einzusaugen. Lange kämpfte ich männlich gegen ein solches Verlangen; aber die Gelegenheit war zu lockend, und ich nur ein schwacher, sündiger Mensch. Dreimal wollte ich zurück, und dreimal warf ich noch einen Blick auf die Liebliche zurück, und jedesmal riß mich's alsdann wie an unsichtbaren Banden von neuem zu ihr hin.

Verarge mir's daher, wer nur immer wolle, daß ich endlich doch noch unterlag; ich weiß,

daß jeder, mit meinem feurigen Blute in den Adern, und meiner heißen Liebe im Herzen, an meiner Stelle gleichfalls nicht anders gehandelt hätte. Ich senkte mich bebend zu ihr herab, und berührte mit dem glühenden Hauch meines Mundes, so leise als möglich, die züchtig verhüllte Wöllbung ihres vollen Busens. Und ein namenlos süßer Rausch umfing mich bei Verübung dieses Diebstahls; in größerer Fülle zog mir die Lebenskraft durch die Glieder, und alle meine Nerven erzitterten im Gefühle unendlicher Wonne. Mehr als zehnmal wiederholte ich behutsam diesen Genuß, und immer höher stieg mein Durst darnach. Auch ihre Purpurlippen mußte ich berühren, und wäre es sogar mein Tod gewesen, ich hätte es nicht unterlassen können. Und da mich ihr Athem anwehte, und da ich den göttlichen Nectar trank, kam noch ein seligeres Entzücken über mich, denn vorhin, glühend vor Liebe und trunken vom Glücke, hätte ich laut von dem großen Christofel aus, in dessen Nähe ich mich befand, aller Welt verkünden mögen, was ich genossen.

Ich jauchzte wirklich durch einen unwiderstehlichen Freudendrang gereizt, laut, und die Holde schlug die strahlenden Augen auf, blickte schüchtern auf den Entzückten, und erhob sich mit feinem Anstande. Ich half — sie ruhte in meinen Händen wie in meinem Herzen, mit süßem Beben hielt ich die schöne Last. Ein freundlicher Dank war mein Lohn dafür. Da rief eine feine Stimme: „Caroline!“ und ein zehnjähriges Mädchen mit einem blonden Lockenköpfchen, das ich gleich für die Schwester der Holden nahm, drängte sich durch das Gebüsche.

„Komm Caroline, die Tante wartet!“ sagte die Kleine, und zog den Engel von meiner Seite.

„Also Caroline! O wärest du holde Erscheinung meine mir bestimmte Braut, wärest du Caroline Blond, wie selig wollte ich meine Reise hieher, troz allen häßlichen Abentheuern, die ich Armer habe erdulden müssen, dennoch preißen!“

Ein Wagen fuhr die Allee nach K..... hinunter, sie saß darin, und auch ich eilte dahin zurück.

Am andern Morgen erhielt ich eine Einladungskarte von der Kreisräthin, sie war einen Tag eher zurückgekehrt, und hatte den Brief meines Vaters, und meine Karte erhalten.

Ich hatte mir ein Ideal meiner Braut entworfen, aber es war in meinem Herzen erloschen, von dem Augenblicke an, da ich die holde Schläferin auf der Wilhelmshöhe erblickte, mit wahrem Widerwillen trat ich daher den Gange nach dem Hause der Kreisräthin an; ich fand diese allein und wurde herzlich von ihr bewillkommet. „Caroline!“ rief sie in ein Nebenzimmer, und heraus trat — Himmel! die wunderschöne Schläferin. Sie begrüßte mich als einen alten Bekannten.

„Hier geschlossen, Herr Gemahl! ruft meine Gattin mir über die Schultern zu, und droht mir die Feder hinwegzunehmen, denn die Suppe steht auf dem Tisch.“ Ich will also nur noch so viel meinen Lesern sagen, daß diese gebietende Gattin, eben jene Karoline ist, die ich nun schon drei Jahre meine Eva nenne.

10.

Henri der Neger und Marie oder Edelmuth und Liebe.

(Aus dem Englischen.)

Marie war die Jüngste von acht Geschwistern. Ihre Eltern, nicht sehr bemittelte Kaufleute, sahen ihrer Geburt mehr verdrüßlich als freudig entgegen, und schienen keine Liebe mehr für die Kleine übrig zu haben. Da Gesundheit und Schönheit in ihrer Familie erblich blieben, waren sie, ohne es selbst zu wissen, dem Glauben zugethan, die Kinder gedeihen, wie gleichgültig man sie auch behandle, und so fühlte Marie sich, mitten unter ihren lärmenden Geschwistern, verwaist.

Man nannte sie in der Familie die Stumme,

oder die Träumerin. In der That wurde auch Tage lang, selten ein Wort von ihr gehört. Aber Marie führte ganze Gespräche mit den Vögeln, Blumen und Bäumen, und wurde nichts davon gewahr, wenn ihre Geschwister sie, im Vorbeischwärmen mit einem Spottnamen begrüßten.

Da man sah, daß aller Spott an ihr verloren war, hielt man es gar nicht mehr der Mühe werth, sich um sie zu bekümmern, und das war ihr das Erwünschte, was ihr begegnen konnte.

Marie liebte die Musik, ergriff mit inniger Sehnsucht alles Musikalische, und spielte bald verschiedene Instrumente in hoher Vollkommenheit. Ihr Leben wurde von nun an verwandelt, sie sang jetzt alles, was sie bisher nur gesprochen hatte, ausgenommen das Wenige, was ihr im gemeinen Leben abgezwungen wurde. Einige schwere Tonkunststücke waren von ihr für ihre Familie und für Fremde einstudirt; aber das, was ihr am Herzen lag, behielt sie für ihre einsamen Stunden im Garten.

Gleichwohl hatte sie einen unsichtbaren Zu-

hörer. Henri, ein junger Neger aus der Nachbarschaft, stand regelmäßig in den Stunden, in welchen sie zu singen pflegte, hinter dem Gebüsche, das ihn hinlänglich verbarg, und wich nicht von der Stelle, so lang Marie im Garten verweilte.

Wie gerne, wie oft, wäre Henri ihr zu Füßen gefallen, hätte er nicht immer sein schwarzes Gesicht in dem Bache, der die Wiese hinter dem Garten durchschlängelte, erblickt. Wenn sie den Garten verließ, verbarg er traurig sein Gesicht in den Händen, und eilte schmerzerfüllt mit klopfendem Herzen zu seinen Büchern.

Henri war als ein Knabe von sechs Jahren aus Afrika's Gefilden von einem Sklavenhändler gestohlen, und an einen reichen Engländer, Sir Robert, verkauft worden, der, da er glückliche Naturgaben in dem Knaben entdeckte, ihn studiren ließ. Bald blieben seine weißen Mitschüler weit hinter ihm zurück, und Sir Robert, ein erklärter Feind des Sklavenhandels, triumphirte im voraus über das, was er mit Henri beweisen wollte.

Schon war in St. Domingo von den Sklaven das Joch abgeschüttelt, und es war Hoffnung da, es werde in dem übrigen Westindien, ja in Amerika, nicht lange mehr von Henris Brüdern getragen werden. Aber es fehlte an kühnen unterrichteten Anführern, und Sir Roberts ganzes Bestreben ging dahin, in Henri einen solchen zubilden.

Henri's feuriger Geist ergriff den Gedanken, um ihn nie wieder zu lassen, und nicht allein seine Mitschüler, sondern mehrere seiner Lehrer fanden sich bald von ihm, wie von einem Sturme überflügelt.

Aber nahe am Ziel schien ihn die Kraft plötzlich zu verlassen. Wenn Sir Robert Westindien oder Amerika nannte, da senkte Henri sein Auge zu Boden, und das Schicksal seiner Brüder erpreßte ihm nur noch eine Thräne. „Marie! Marie!“ rief er, Wälder, Berge und Thäler durchirrend. „Marie! Marie! seufzte er leise bei seinen Büchern, und auf seinem einsamen Lager.“

So rief er auch einst, als er den Garten

von Marien verlassen glaubte; aber sie saß in einer Laube, und hatte es gehört. Sie wollte ihren Sitz verlassen, aber ein heftiges Zittern machte es ihr unmöglich. Als sie es zum zweitenmal versuchte, fiel ihre Guitarre von der Bank, ein unwillkührliches „Ach!" verrieth sie, und Henri stand vor ihr.

Knieend überreichte er ihr die Guitarre. Marie tief erschüttert bat ihn aufzustehen. Er gehorchte, und sprach mit leuchtendem Auge: „Wenn Henri bitten dürfte, so würde er Marien um eins ihrer himmlischen Lieder bitten." Statt der Antwort stimmte Marie die Guitarre und sang Anfangs mit leiser, zitternder, dann mit etwas festerer, und endlich mit der Stimme höchster Begeisterung eines ihrer geheimsten, herrlichsten Lieder.

Schon lange hatte Marie geschwiegen, als Henri noch horchte, den Feuerblick auf ihr niedergeschlagenes Auge gerichtet, bis er endlich ihr Gewand ergriff, es an seinen Mund, dann an sein Herz drückte.

Da sah Marie einige ihrer Geschwister in

der Ferne, und fürchtete zum erstenmal ihren Spott. „Ich muß gehen,“ sagte sie, und setzte dann, Henris Schmerz bemerkend, schnell und leise hinzu. „Morgen sehen wir uns wieder.“

Kaum trat Marie am andern Tag in den Garten, als Henri, der schon lange ihrer harrte, über die Hecke flog, einen Korb Blumen ergriff, und damit vor Marien erschien. Heftig erschrocken trat sie zurück, und nahm Platz auf einer Rasenbank; da rief Henri „Marie!“ sie sah sich plötzlich unter den Blumen und Henri an ihrer Seite.

Da erzählte er, wie die Weißen ihn als Kind gefangen, wie grausam sie ihn behandelt, wie glücklich er jetzt unter Sir Roberts Schutze sei; welch einen hohen Genuß ihm die Wissenschaften gewährten, welch ein brennendes Verlangen er fühle, ihn seinen Brüdern mitzutheilen, und sie vom langen schmählichen Joche zu befreien.

Mit südlichem Feuer war das Gemälde entworfen; jedes Wort ein Bild, jedes Bild mit ergreifender Lebendigkeit vor die Seele tretend. Marie sah die grausamen Weißen, die zum Him-

mel um Rache aufschreienden Schwarzen, den rettenden großmüthigen Engländer. Ihr schöner Mund blieb vor Erstaunen geöffnet, und ihr vorhin niedergeschlagenes Auge ruhte jetzt unbeweglich auf dem hohen Jünglinge mit dem Feuerblicke, und mit der siegenden Rede.

„Wohin ich mich wandte,“ fuhr Henri fort, „da tönte mir sonst wie Geisterruf die Worte: Westindien, Amerika nach. Jetzt höre ich nur — Marien! Dich himmlische Weiße! O, warum bin ich schwarz.“ — Bei diesen Worten sank Henri abermals zu ihren Füßen, und verbarg das Gesicht in seinen Händen. Doch plötzlich sprang er auf, und schien höher als zuvor.

„Muß ich verzweifeln?“ rief er aus. — „Darf ich nie mein Auge zu Marien erheben? Ja, ich bin schwarz! — Aber bin ich darum kein Mann? Hab ich kein Herz? Fühlt ein Weißer, so wie ich, Mariens Werth? — Kann er ihn fühlen? Wenn ich meine Brüder befreie, sie Wissenschaften, Künste, menschliche Gesetze lieben und befolgen lehre, bin ich dann nichts werth? Gar nichts? Marie!

Sein Innerstes hatte ihn die Frage beantwortet, hatte ihn den Muth gegeben, Mariens Hand zu fassen, und sie an sein Herz zu drücken. „Marie!" wiederholte er, „bin ich keines Blickes aus diesem Himmelauge werth? Da beugte sie sich zu ihm hinüber, aber zugleich fiel eine große, lange zurückgehaltene Thräne auf des Jünglings Hand.

„Ach!" rief Henri, sich abwendend und Mariens Hand verlassend — „nur Thränen bin ich werth! Nur Thränen kann Marie mir schenken! Fliehe Unglücklicher! Du gehörst in die brennenden Wüsten, und kannst fern von Marien verschmachten!" Bei diesen Worten stürzte er aus der Laube. Aber ein weinender Flötenton: „Henri, bleib! o, bleib!" tönte hinter ihm, er wandte sich um, und Marie lag in seinen Armen.

Wenn ein veredelter Schwarzer eine Weiße liebt, so ist seine Liebe mit jener des kalten Europäers nicht zu vergleichen. Bei Henri war sie eine heilige Glut, die Marie in ein fortwährendes Staunen setzte. Wie fern war seine Re-

de von jenem süßlichen, faden, tändelnden Geschwäz gemeiner Verliebten! Welch eine Reihe herrlicher Bilder führte er vor Mariens Seele! Welch ein Herz, welch einen Geist entfaltete er in den Gesprächen, die es ihr von nun an unmöglich machten, ihr Schicksal von dem, des hohen begeisterten Jünglings zu trennen.

Sir Robert, Henris Pflegvater wurde von dieser Liebe unterrichtet. Sein Herz triumphirte darüber; aber seine Vernunft sagte ihm, daß es traurige Folgen haben könne. Zwar war der Jüngling zum einzigen Erben seines großen Vermögens bestimmt, und dennoch für Mariens Vater, den armen Kaufmann nicht zu verachten; zwar hatte sich Henri allgemeine Liebe erworben, und ließ keinen Zweifel darüber, was er einst für sein Volk, für die Wissenschaft seyn werde: aber Marie war funfzehn Jahre alt, und aus allen ließ sich schließen, daß ihr weiches Herz von Mitleiden irre geführt werde. — Doch wer konnte den Muth haben, dieß Henri zu verrathen? — Seit Marie ihm gesagt hatte, „Henri, ich verlasse dich niemals," schienen übermenschli-

che Kräfte in ihm zu walten. Sir Robert fing an zu erwägen, ob der Irrthum eines Mädchens, wie nachtheilig er auch dem mitleidswerthen Geschöpfe werden könnte, nicht für das Glück, für die Erlösung eines Volkes zu benutzen sei.

Befriedigend vermochte er gleichwohl nicht diese Frage zu beantworten, und hoffte nun, daß Mariens Eltern auf eine, ihn von der Verantwortlichkeit befreiende Weise entscheiden würden. Aber bald durch ihre empörende Gleichgültigkeit überzeugt, Marie werde unter Henris Schutze, wie unter jenem Himmelsstriche, sich eines bessern Daseins, als in der Nähe dieser unnatürlichen, erfreuen, beschloß er dem Schicksale nicht vorzugreifen, und, sollte das Opfer des Mädchens für einen großen Zweck nöthig seyn, wenigstens alles zu thun, damit dieser erreicht werde. — Aber eine quälende Unruhe sollte er es Ahnung nennen? — trieb ihn die eigentliche Verlobung noch zu verschieben. Schon hatte Henri gefragt: „Mein großmüthiger Wohlthäter, darf Henri heute Marien zu Dir bringen, daß sie Dir mit ihm zu Füßen falle?“ und

Sir Robert antwortete: „Mein guter Henri, nur heute nicht! Du weißt, welch eine Last von Geschäften noch auf uns ruhet. Laß mich freien Herzens dein Glück genießen! Gewöhnlich wurden nachher dieselben Worte wiederholt, manchmal auch nur mit Kopfschütteln, doch immer mit einem Händedruck, und einem: „Mein guter Henri! mein theurer Henri!“ beantwortet.

Aber drei Monate waren verflossen, und Sir Robert hatte Marien noch nicht gesehen. Henri fragte nicht mehr; aber sein Blick wurde finster, und sein Betragen hatte nicht mehr die herzgewinnende Offenheit. Endlich sagte Sir Robert: „Mein Henri, ich fühle, daß es schicklich wäre, zu deiner Marie zu gehen; aber ihre Eltern sind mir zuwider. Bist du ihres Herzens gewiß,“ setzte er mit bedeutendem Tone hinzu — „so entschuldige mich bei ihr, und bringe sie zu mir.“

Bei diesen Worten stürzte Henri zu seines Wohlthäters Füßen, sprang auf, und war in einem Augenblicke verschwunden. Da trat er in

wenig

wenig Minuten darauf mit dem zitternden Mädchen auf seinen Armen, vor Sir Robert.

„Sie fürchtet sich! mein theurer Herr!“ rief er — „Sie fürchtet sich! O sag ihr ein Wort, damit Du ihre Augen siehest.“ — „Mein Henri,“ antwortete Sir Robert — „setze sie nieder, so wird sie mich wohl anblicken; ich bin ja dein Freund.“

Aber Marie stand noch immer mit niedergeschlagenen Augen vor Sir Robert, und schien sich kaum aufrecht halten zu können.

Nach Henris ungestümen, abgebrochenen Freudenworten mußte sie schließen, die Verlobung solle augenblicklich vor sich gehen. Sie suchte sich mit ihrer, obwohl sehr saubern, doch für einen solchen Tag nicht schicklichen Kleidung zu entschuldigen.

Aber Henri hörte sie nicht; er begriff nur, was er schon gefürchtet, daß sie sich weigere, auf welchen Fall er aber auch entschlossen war, die Gewalt der Stärke und der Liebe zu gebrauchen. Sie war im Garten, die Thüre stand offen, und so befand sie sich vor Sir Ro-

dert, ehe sie nur Zeit hatte, an fernere Weigerung zu denken.

Aber das holdselige Unschuldsgesicht, die lange seidene Wimper tief zur Erde gesenkt, das blonde, wunderschöne Haar, wurde von Sir Robert mit sichtbarer Rührung betrachtet, daß Henri sein Entzücken kaum zu mäßigen vermochte. Er stürzte fort, holte Mariens Laute, Guitarre und Harfe, ihrem ganzen Musikalien-Vorrath, und versicherte, er würde auch den Flügel gebracht haben, hätten sich Mariens Eltern nicht widersetzt.

Indessen hatte Sir Robert Zeit gehabt, sich zu sammeln, und Marien zu bitten, an seiner Seite Platz zu nehmen. Jetzt schlug Marie ihre Augen auf, und wie vom Blitze getroffen saßen Beide. Marie sah, daß der große, schöne Mann, mit dem adeligem Gange, den sie wegen seiner, zwar äußerst feinen, aber höchst einfachen Kleidung, für Sir Roberts Sekretär gehalten hatte, er selbst war. Da sie alles, was zu seiner Bedienung gehörte, mit Gold und Silber bedeckt, gesehen, hatte sie sich den Herrn

aller dieser prächtigen Leute, wo möglich, noch prächtiger, aber auch, sie wußte selbst nicht warum, sehr alt gedacht. Jetzt sah sie einen Mann von etwa dreißig Jahren, mit königlichem Anstande, und mit dem höchsten Seelenadel auf der denkenden Stirn.

Sir Robert, im Gegentheil, wurde nicht minder überrascht. Mariens Gesicht mit aufgeschlagenem Auge, war durchaus ein ganz anderes, als das mit niedergeschlagenen. Statt des zitternden, bis zur äußersten Furchtsamkeit in sich geschmiegten Mädchens, sah er jetzt ein siegendes Geisterauge, welches das seinige fast zum Niederblicken zwang. Er hatte gar nichts mehr zu sagen, nnd war froh, als Henri Marien die Guitarre aufdrang.

Aber Mariens Stimme war noch siegender als ihr Auge. Henri sah es, und Sir Robert fühlte es mit Schrecken. Doch suchte er sich zu fassen, und ohne ihr Spiel zu loben, er fürchtete, es möchte mit zu vieler Wärme geschehen, suchte er sie ins Gespräch zu ziehen, um genauer zu erfahren, wie sie von ihren Eltern behandelt

werde. Mit wie vieler Schonung sie aber auch das Betragen derselben mehr andeutete als beschrieb, so wurde er überzeugt, sie sei nichts weniger als glücklich, und beschloß nun, troz aller Zweifel, die sich etwa noch erheben möchten, doch seinen Henri ganz zu beglücken.

Die Verlobung wurde demnach vollzogen, und Sir Robert sagte, als er in sein einsames Zimmer trat, mit einem tiefen Seufzer: „Wenigstens Einer von uns ist glücklich!"

Aber Sir Robert hatte geirrt. Auch Henri war nicht glücklich, oder nur auf sehr kurze Zeit. Am Tage der Verlobung, als Sir Robert Mariens Hand in Henris Hand legte, fiel des Negers Blick von Marien, die er gerne doppelt sehen wollte, auf einen großen Spiegel, der die Gruppe nur zu getreu in sein trunkenes Auge warf. Ach! seine Gestalt erschien ihm, wie die eines aufgerichteten Thieres, neben der, des herrlichen weißen Mannes, und der des himmlischen Mädchens. Sein Arm sank und Mariens Hand sank aus der seinigen. Aber es wurde weder von Sir Robert noch von Marien be-

merkt, und Henri hatte kurze Zeit darauf vollkommen Zeit, sich im Garten niederzuwerfen, und das, was er noch nicht zu nennen vermochte, mit dem Gesichte an die mütterliche Erde gedrückt, in unhaltsamen Thränen auszuweinen.

Nur die Begierde, fälschliche Liebe genannt, ist blind; aber sie, die Himmlische selbst, die das Innerste der Wesen durchdringt, wie könnte diese es seyn? — Sie ist vielmehr an der höchsten und unfehlbarsten Divination zu erkennen, und hebt den Flügel noch mit göttlicher Kraft, wo die Wissenschaft ihn senkt. Und so kann man weit wahrer sagen: Was ist allsehender als die Liebe?

Es war nicht der Bach, nicht der Spiegel allein, noch weniger die Eifersucht, die Henri sich selbst kennen lehrte. Es war die Liebe, das innigste Verlangen, Marien glücklich zu wissen. Konnte sie es werden mit ihm? — Das war die schreckliche Frage, mit der er jetzt sein armes Herz erbarmungslos zerfleischte, und die er an kein menschliches Wesen zu thun wagte. Aber eben deswegen wurde sein Zustand bald sehr ge=

fährlich, und konnte sogar Sir Roberten, wie beschäftigt auch dieser mit den seinigen war, nicht länger verborgen bleiben. —

Er fühlte sich wie aus einem dumpfen Traume aufgeschreckt, und fand sich strafbar, seine ganze Aufmerksamkeit, zum Nachtheil seines geliebten Pflegesohnes und des großen Zweckes, den er durch ihn zu erreichen strebte, auf sich selbst gerichtet zu haben. Um so mehr vergaß er sich nun, und forschte mit wachsender Angst nach der Ursache von Henris gefährlicher Schwermuth.

Aber nach vielen unbeantworteten Fragen, fiel dieser ihm plötzlich zu Füßen, und bat: „Mein theurer Wohlthäter, laß mich zu meinen unterdrückten Brüdern reisen! dann wird es besser mit mir werden.

Sprachlos vor Erstaunen und von Ahnung befangen, hatte Sir Robert schon Henri aus dem Zimmer stürzen sehen, ehe er daran denken konnte, ihn zurückzuhalten, und als er ihm folgen wollte, trat Marie herein. Sie glaubte, Sir Robert habe Geschäfte, und wollte ihn so-

gleich wieder verlassen; aber er bat sie, Henri mit ihm aufzusuchen, und meinte, er müsse im Garten seyn. Da war er in der That, aber in einem Zustande, der beide in den höchsten Schrekken versetzte. Die Hülfe des Arztes, welche von Henri fortwährend verschmäht wurde, konnte nicht mehr entbehrt werden, und ein hitziges Fieber, war zu befürchten. —

Das, was der unglückliche Jüngling sorgfältig verborgen hatte, wurde jetzt in seinem bewußtlosen Zustande offenbar, und Sir Robert, wie Marie sahen mit unaussprechlicher Verwirrung, die Gefühle, die sie sich selbst kaum zu gestehen wagten, ihm längst bekannt waren.

Marie schlug das Auge nicht mehr auf, und Sir Robert fuhr, wie vom Blitze getroffen, zurück, wenn er, bei einer dem Kranken plötzlich nöthige Hülfe, ihr Gewand zufällig berührte. —

Aber der vom Arzte als entscheidend verkündigte Tag rückte heran. Allein sollte der Unglückliche den Schritt in das dunkle Land thun, aus dem nie einer zurückkehrte. Bei diesem Ge-

danken verschwinden kleinliche Leidenschaften, und große werden gemildert.

Sir Robert und Marie hatten keine Aufmerksamkeit für sich übrig, Henris Rettung schien ihnen jetzt das Ziel ihrer Wünsche, und als beim Ausbruch des gefürchteten Tages die glückliche Krisis eintrat, drückten sie sich geschwisterlich die Hände, und der vorigen Zurückhaltung wurde nicht mehr gedacht. —

Aber bald erinnerte sie Henris Blicke daran, und sie wurde, wo möglich noch größer, als er seine Bitte, nach Amerika zu reisen, wiederholte. „Ich begleite Dich!“ rief Sir Robert. —

„Und ich,“ setzte Marie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „erhalte vielleicht von meinen Eltern die Erlaubniß, Henris Rückkehr in Malaga, wo ich eine Verwandte habe, zu erwarten.“

Henri erwiederte nichts auf diese Aeußerung. Seine ganze Aufmerksamkeit schien auf die Reise gerichtet, welche auf sein dringendes Bitten noch einige Zeit vor den günstigen Monaten, und nicht ohne Besorgniß des Schiffers angetreten wurde.

Es zeigte sich bald, daß der Mann recht hat-

te. Denn kaum waren sie aus dem Kanale (la Manche) als von der Mannschaft Vorbereitungen gegen einen Sturm gemacht wurden. Da sie indessen geübt, das Fahrzeug neu und gut gebauet war, zeigte sich der Capitän jetzt eben so entschlossen, als er vor der Abreise bedenklich geschienen hatte. Aber alles, was an Kraft und Vorsicht aufgeboten wurde, vermochte nichts gegen das wüthende Element, und nachdem sie drei fürchterliche Tage und Nächte zwischen Tod und Leben geschwebt hatten, strandete das Schiff Angesichts der Insel Madeira. —

Die Mannschaft und das Schiffsgut wurden geborgen, auch hoffte man noch das Fahrzeug zu retten; aber Henri war verschwunden, und keine Spur von ihm zu entdecken. —

Sir Roberts Unruhe bei dem ersten Vermissen, sein nochmals unermüdetes Forschen, und sein erschütternder Schmerz, als alles vergeblich schien, brachten Unterrichtete auf die Vermuthung, er habe einen Sohn oder Bruder verloren, und sie geriethen in das höchste Erstaunen, als ihnen wiederholt versichert wurde, die Rede sei von

einem Neger. Daß er ungeheuere Summen müsse gekostet haben, schien ihnen, bei denen, welche Sir Robert auf die Entdeckung wandte, ausgemacht. Gleichwohl fanden sie den Aufwand übertrieben, die Sache, als eine schlechte Speculation, verwerflich, und auf jedem Fall ein Werk brittischer Laune.

Drei Monate waren indessen verflossen, und jede Hoffnung war verschwunden, als sich Nachrichten aus St. Domingo auf der Insel verbreiteten. Die Schwarzen hatten dort (1795) wiederholt gesiegt, und besonders ein junger Neger, kürzlich aus Europa angekommen, hatte sich durch Wunder der Tapferkeit ausgezeichnet. „Wie heißt er?" rief Sir Robert, indem er die Hand des erzählenden Capitäns mit Heftigkeit ergriff. —

„Henri," erwiederte der Mann. — „Sollten Sie ihn kennen?" „Er war mein Sohn!" — „Unmöglich! Ich sage Ihnen, er ist ein Neger!" — „Gleichviel! Wann segeln Sie zurück?" „Wohin?" „Nach St. Domingo!" — „Dafür wolle mich der Himmel bewahren! Ich bin nur

durch ein Wunder entkommen. Das Leben eines jeden Europäers ist dort verwirkt.“ — „So schlimm wird es nicht seyn!“ — „Viel schlimmer als Sie glauben. Das werden sie bestättigt finden, wofern es noch möglich ist, schriftliche Nachrichten zu erhalten.“

Aber, ungeachtet Sir Robert das Aeußerste versuchte, wurden diese vergeblich erwartet. Endlich schien es ihm ausgemacht, daß er sie in England finden müsse; aber die Frage, ob Marie ihn dahin begleiten werde, fiel jetzt schwer auf sein Herz. Seine Empfindung gegen sie war mit der vorigen gar nicht mehr zu vergleichen. In Marie ruhte schon sein eigentliches Leben. Von ihr verlassen, kehrte er, wie ein abgeschiedener Geist, in eine Wüste zurück.

Marie war nicht minder ergriffen. Jetzt kannte sie ihre Empfindung gegen Henri, und mußte sie Mitleiden nennen. Aber nun offenbarte ihr täglich einer der vollkommensten Männer Eigenschaften, Gesinnungen, deren bloße Beschreibung sie zum Enthusiasmus hingerissen hätte, — und dieser Mann liebte, liebte sie, das

war nicht zu verkennen. — Marie zitterte bei dem Namen Malaga.

So, sich wechselweise suchend und fliehend, begegneten sie sich am Ufer, als ein Schiff am südwestlichen Horizonte erschien. —

„Marie! Marie!“ rief Sir Robert nach der Gegend hindeutend, und ihre Hand schnell an sein Herz ziehend. Aber Marie erwiederte den Ausruf nicht, und Sir Robert würde mehr Bestürzung als Freude auf ihrem Gesicht bemerkt haben, wäre sein Blick nicht unverwandt auf das Schiff gerichtet gewesen.

Das Schiff näherte sich, man entdeckte die portugiesische Flagge, und machte Anstalt zur Begrüßung, während es, von einem frischen Winde getrieben, in Kurzem den Hafen erreichte. Es kam von Rio-Janiero und hatte allenthalben, wo es angelegt, die Nachricht von dem völligen Aufstande der Neger in St. Domingo bestättigt gefunden, aber von den näheren Umständen nichts erfahren.

So war denn Sir Roberts Verlangen abermals mehr gereizt, als befriedigt, und der Ent-

schluß, sich des portugiesischen Schiffes zur Rückreise nach Europa zu bedienen, schien nun der zweckmäßigste zu seyn. Da Marie zugleich, wollte sie nicht nach England, auf den Weg zu ihrer Verwandten gebracht wurde, war auch die gefürchtete Trennung, wenigstens bis zur Ankunft in Lissabon, verschoben. So bestiegen beide das Schiff, doch ohne sich weder ihre Hoffnungen, noch ihre Besorgnisse mitgetheilt zu haben.

Aber schon mehrere Wochen nach ihrer Ankunft in Lissabon war Mariens Verwandte noch nicht genannt, und eben so wenig wurde ihrer bei der Ankunft eines englichen Schiffes gedacht. Sir Robert, Miß Marie und Miß Marie und Sir Robert, diese Namen hörten sie so oft mit einander verbinden, sie wurden mit so zarter Achtung, mit so herzlicher Bedeutung genannt, daß ihr verbundener Klang ihnen wie die Gewohnheit des Lebens wurde, und Marie war schon wieder mit Sir Robert eingeschifft, ehe sie sich erinnerte, daß sie ihrer Verwandte wenigstens einen Besuch hätte abstatten können.

Die Fahrt war glücklich; aber sie kamen in

England mit der Gewißheit an, daß, in welchem Verhältniß es auch sei, sie ohne einander nicht mehr leben könnten. Gleichwohl waren sie zu jedem Opfer entschlossen, sobald Henri seine frühern Ansprüche geltend machen würde, und Sir Robert bot mit verdoppeltem Eifer alles auf, sich Gewißheit zu verschaffen. —

Vierzehn Tage nach ihrer Ankunft übergab Sir Roberts Banquier ihm einen Brief, den er hastig und zitternd in Mariens Gegenwart ergriff. Er wollte den Mann bewillkommen, aber die Stimme versagte ihm es. Dieser, auf wichtige Nachrichten schließend, war fein genug, sich unter einem Vorwande zu entfernen.

Jetzt war Sir Robert mit Marien allein, aber der Brief noch immer unerbrochen in seinen Händen. Marie erkannte Henris Hand, ein Schauder durchfuhr ihre Glieder, und sie mußte sich halten, um nicht zu sinken.

Sir Robert bemerkte es, leitete sie schnell zu einem Sitze, und sagte leise: „Ja er ist von Henri!“ Plötzlich aber rief er: „Marie! ehe ich ihn öffne, wiederhole ich hier noch einmal

laut meinen heimlichen Schwur, nichts zu thun, was der Freundschaft, was des großen Zweckes, für den ich Henri bildete, unwürdig wäre! Jetzt öffnete er und las:

Mein theurer, unvergeßlicher Wohlthäter!

„Welchen Schmerz hat Dir Henri verursacht! „er selbst aber fühlte den höchsten. Ein Trost „bleibt ihm, er kann, was er nie hoffte, er „kann vergelten. Dir verdankt er sein besseres „Leben; er gibt Dir das seinige; er gibt Dir „Marien dafür. Verschmähe nicht Henris Opfer, „denn ihm würde es nichts frommen. Lebt er „auch kein glückliches, so lebt er ein würdiges „Leben. Ein großes Ziel steht vor seinem Blick; „er wird es erreichen. In drei siegreichen Schlach- „ten hat er sich den Namen Retter erworben. „Mein Wohlthäter! abgefallene Ketten klingen „sehr schön, und so bleibt Henri von Marien „verlassen, nicht ohne herzstärkenden Wohl- „klang.“ —

„Marie! ich entsage Dir! Gieb mir einen „Ersatz! Laß mich den edelsten Sterblichen durch

„Dich glücklich wissen! Lebt wohl! Lebt ewig „wohl! Henri geht in die Schlacht."

„Mein Henri!" rief Sir Robert, „so sehe ich dich nie wieder! Du guter Jüngling! erst jetzt fühle ich ganz, was du mir warst!"

Nach sechs Monaten wurden Sir Robert mit Marien verbunden, und ein schöneres, einander würdigeres Paar hatte man lange nicht gesehen. Durch zwei Kinder einen Knaben und ein Mädchen, wurde ihr Glück noch erhöht, und es würde ganz vollkommen gewesen seyn, hätte der Gedanke an Henri es nicht manchmal getrübt. —

Eines Tages, als sie eben auf ihrem Landgute im Frühlinge angekommen waren, und in einem Gartensaale von ihren Kindern umspielt wurden, stieß die kleine Betty plötzlich ein durchdringendes Geschrei aus, und verbarg das Gesicht in den Schoß der Mutter. Auf die Frage, was ihr fehle, zeigte sie mit dem Händchen rückwärts nach der Thür, und man sah ein ganz schwarzes krauses Köpfchen hereingucken.

Sir

Sir Robert stand auf, die Thür zu öffnen, aber ehe er sie noch erreichte, hatte der kleine Georg einen eben so kleinen Neger hereingezogen, der mit funkelnden Augen den prächtigen Saal nach allen Richtungen durchlief. Marie wurde von einem heftigen Zittern ergriffen, und Sir Robert beugte sich zu dem Knaben, mit einer Rührung, die er nicht unterdrücken konnte.

„Woher kommst du, mein Sohn?“ fragte er ihn endlich. „Dort aus dem Wäldchen;“ antwortete der kleine Krauskopf — „es sind Blumen da, und mein Vater ist auch da.“

Wie heißt dein Vater?

„Henri, der Retter.“ —

„Mein Henri! Mein Henri!“ rief Sir Robert, und stürzte, indem er das Kind mit sich fortriß, aus dem Saale. —

Da stand der edle Neger, die Stirn an einen Baum gedrückt; aber bei seinem laut gerufenen Namen wandte er das Thränen schwere Auge, und fühlte sich in Sir Roberts Armen.

Keiner von Beiden konnte ein Wort vorbringen; aber jetzt erschien Marie. „Zurück, Ma-

rie, zurück! rief Henri. Ich habe ein schwarzes Weib genommen. Aber vergessen habe ich Dich nicht, vergessen sollst Du mich nicht! Ich lasse Euch, Ihr edlen Menschen, meinen Sohn! Er heißt Robert! Ein Freigeborner! Lebt wohl! Ich darf nicht verweilen! Zurück! Haltet mich nicht! Erst wenn das große Werk völlig vollendet ist, dann sehen wir uns wieder."

Er verschwand eiligst. Aber er kam nie wieder; er fiel als ein Opfer für die Freiheit. Friede seiner Asche!

11.

Der Onkel,

oder

so wird die Tugend belohnt.

Weil der gute Wilhelm Lohstein von ein Paar Dutzend eingebildeten Narren gesagt hatte: Das sind Leute, deren Sitten und Ansichten ihm durchaus nicht behagten; Leute die keinen Scherz verstehen und keinen werth sind; weil er in Gesellschaft von dergleichen Wölfen nicht mitgeheult, kurz alles bei seinem rechten Namen genannt hatte; so war er schon zehn Jahre bei all seinen Kenntnissen wohlbestellter Kanzelist, indem mancher mit viel weniger Kenntnissen schon längstens Rath war, und bei einem guten Gehalt im Warmen saß, da unser Wilhelm mit

150 Thlr., einem Weibe und vier unmündigen Kindern am Hungertuche nagte.

Bei müßigen Stunden, und die hatte Lohstein wenig, schriftstellerte er. Es war nach Ostern, er hatte ein Manuscript an seinen Verleger nach N. geschickt, und harrte mit Sehnsucht auf das Honorar dafür; denn sein braves Weib brauchte ein Kleid, seine Kinder vielerlei und er selbst ein Paar Beinkleider.

Mit Sehnsucht und dabei doch mit Angst, erwartete er den Postboten. Schon vor einer Stunde war die bewegliche Folter-Maschine — alias Postwagen — voll gespickt mit Passagieren von vier, mit allen Hauptmängeln begabten, Postmähren im trägen Schritte gezogen, vor dem Hause vorbeigeholpert; da klopfte es bald darauf an Lohsteins Wohnstube.

Das ist der Ersehnte, dachte Wilhelm, und rief, herein! Aber statt des mit blauen Rock und rothen Kragen bekleideten Postboten, trat ein langer hagerer Mann, in einem abgeschabten grauen Ueberrock, mit einem dicken Knotenstock

und einem kleinen Päckchen unter dem Arme, herein.

Die Züge des schon bejahrten Mannes sprachen Lohstein als bekannt an, doch wußte er nicht bestimmt, wen er vor sich hatte, da strich der Alte das graue lange Haar von der Stirne, und jetzt rief Lohstein: Ha, Onkel Herrmann! und eilte mit offenen Arme dem Greise entgegen. Er hatte ihn an einer Narbe an der Stirn erkannt, die Herrmann vor dreißig Jahren bei dem Herunterfallen von einem Birnbaume erhielt, als er für Wilhelm und dessen Bruder Heinrich Birne brechen wollte, und ein Ast brach. Einige Jahre darauf war dieser Onkel, der auch kein Glück im Vaterlande machen konnte, nach England gereist und hatte nie geschrieben, allwo er war geblieben. Wilhelm, damals ein Knabe von zwölf Jahren, hatte den Onkel wie seinen Vater geliebt, und war auch immer dessen Liebling gewesen, der Kleine war untröstlich bei Herrmanns Abreise.

Jetzt stand der gute Onkel vor ihm. Wilhelm sah für Freude nicht den dürftigen Anzug

des Alten, und schloß ihn liebevoll an sein Herz. Er rief eiligst Weib und Kinder, um an seiner Freude Theil zu nehmen. Freundlich empfing ihn die brave Hausfrau, zutraulich die Kinder.

„Herzlichen Dank! Euch Guten!“ rief der Onkel; das heiß ich doch einen Willkomm. Wollte Dir guter Wilhelm nicht beschwerlich fallen, hörte schon unter Wegs, daß Du mit den Deinigen nicht auf Rosen gebettet seiest, und ging daher zuerst zu deinem Bruder Heinrich, der wie ich hörte, als Regierungsrath mit 3000 Thlr. Gehalt ohne Weib und Kinder lebe. Der kann, dachte ich, die wenigen Wochen, die ich mich hier aufzuhalten gedenke, mich wohl bei sich, ohne sich wehe zu thun, aufnehmen. Aber wie irrte ich mich, der Hartherzige reichte mir fünf Thaler und wieß mir höflich die Thüre, ich warf ihm das Geld vor die Füße. So wird Wilhelm mich nicht aufnehmen! dachte ich, und Gottlob ich irrte nicht. Wirst mich wohl einen Monat bei Dir behalten müssen, will gern mit allem vorlieb nehmen. Mit einem kleinen Platz, einem Bund Stroh, einer Wassersuppe und einem Ge-

richt, dabei Gerngesehen ist der Onkel Herrmann zufrieden.

Jetzt erst fühlte Wilhelm seine Armuth tief, zum erstenmal in seinem Leben wünschte er reich zu seyn, um seinen Reichthum mit seinen bedürftigen Blutsverwandten theilen zu können. Da kam der Postbote, er brachte wirklich das volle Honorar, und vergessen war bei Lohstein all sein und der Seinigen Bedürfnisse, nur seinem Onkel mit dem Gelde wohlzuthun, war jetzt sein einziger Gedanke, den sein edles Weib mit ihm theilte. Ein kleines freundliches Stübchen wurde sogleich mit dem besten Hausgeräth, was nur da war, versehen. Die gute Sophie, Lohsteins Gattin, wußte bald die Leibgerichte des Onkels, wovon täglich eines davon, reinlich und gut, von ihr selbst zugerichtet, auf dem Tische erschien, ein Schoppen Wein bei jeder Mahlzeit für Herrmann fehlte nie; und vom besten Taback dampfte des Onkels Pfeife. Dieser nahm alles an, so waren drei Wochen verflossen, und mit Schrecken wurde jetzt Lohstein gewahr, daß das empfangene

Honorar zu Ende ging, dieß machte ihm und seiner Gattin den größten Kummer.

Willst ein viertel Jahr deinen Gehalt vorausnehmen, dachte Wilhelm, setzte sich an sein Schreibpult und schrieb darum an den Cassirer. Er wurde abgerufen, und das Schreiben blieb, nicht ganz vollendet liegen.

Onkel Herrmann, der längst den Kummer seines Neffen sah, obgleich dieser denselben vor ihm zu verbergen suchte, und bald die wahre Ursache davon entdeckte, erblickte den Brief und las denselben. Thränen der Freude stürzten unter dem Lesen über die Wangen des guten Alten.

„Gute Menschen! ihr habt Probe gehalten,“ rief er für sich. Enden soll euer Kummer, verschwinden eure Noth!

Am andern Morgen als Sophie den Onkel zum Frühstücke rufen wollte, war er verschwunden.

Er hat unsere Noth gesehen, sagte Lohstein, und sie nicht vergrößern wollen. Gerne theilte ich mit ihm mein Weniges, willig hätte ich es länger gethan. Wo wird er jetzt weilen? —

Traurig ging er nach seiner Kanzlei, traurig war Sophie, und die Kinder weinten über den Verlust des Großonkels.

So war eine Woche vergangen. Lohstein nahm jetzt die Nächte zu Hülfe, ein neues Werk zu vollenden, um davon die Bedürfnisse seiner Familie in etwas zu befriedigen. Er entzog sich den nöthigen Schlaf, und oft mußte Sophie ihn bitten, seine Gesundheit zu schonen. Schlaflos hatte er jetzt die Nacht zugebracht, vollendet und übersehen sein Werk. Schon war der neue Tag angebrochen, da versiegelte er das Manuscript, um es mit der heutigen Post an seinen Verleger abzusenden, den er bestens gebeten, mit der Zahlung nicht lange zurückzuhalten; da kam seine Gattin, hinter ihr keuchte der vom Schweiße der Unbeschnittenen wohlgenährte, wohlbekannte Titular Hofagent Itzig Poppel.

Lohstein kannte den reichen Abkömmling Israels, wußte daß derselbe keine kleine Geschäfte übernahm, blos seinen Rücken vor Jenen bückte, bei denen Tausende zu gewinnen waren, und wun-

derte sich über Itzigs Besuch, noch mehr über sein kriechend=höfliches Benehmen.

„Was bringen Sie mir Gutes, Herr Hofagent?“ fragte Wilhelm.

„Will kurz zu Werk gehen, Hochgeehrtester Herr! Hab da ein Gut gekauft vom Baron Buchberg, das schöne Niederrode, muß Ihnen ja bekannt seyn — für 120000 Thlr.: — Nun ist da ein Verwalter nöthig, ich weiß daß Sie, Herr Lohstein sehr erfahren in der Oekonomie sind, da wollte ich nur anfragen, ob sie die Stelle mit einem Gehalt von 1500 Thlr., Wohnung, Holz und Benutzung der Gärten, annehmen wollten?

„Sie überraschen mich Herr Hofagent,“ erwiederte Lohstein, es ist wahr, ich habe in meiner Jugend mich auf Landökonomie gelegt, allein schon so lange ohne Uebung würde mir die Verwaltung eines so großen Gutes, wie Niederrode, über meine Kräfte seyn.

„Ich will es darauf wagen,“ sagte Poppel, „schlagen Sie ein, und er reichte dem, wirklich Ueberraschten die Hand.“

Lohstein zögerte.

„Ich weiß was Sie abhält,“ fuhr der Hofagent fort, „Sie wollen nicht Ihre Stelle hier, die zwar kaum das Salz zur Suppe, und höchstens die Schuhe für Ihre Kleinen hier einträgt, aber doch gewiß ist, gegen etwas Ungewisses, vertauschen. Allein, ich mache einen Contrakt mit Ihnen auf zwölf Jahre, verkauf ich das Gut unter der Zeit, und der neue Gutsbesitzer nimmt Ihnen die Stelle, so zahle ich Ihnen 8000 Thlr. Ersatz. — Nun Herr Lohstein, schlagen Sie ein.

Und dieser schlug ein.

Gut, sagte Itzig; bis Sonntag — heute ist erst Montag, fahren Sie, Ihre Gattin, und die lieben Kleinen mit mir nach Niederrode, und übernehmen das Gut dort. — Sie werden noch Kleinigkeiten hier zu berichten haben, hier sind 100 Ducaten Vorschuß, die können Sie mir in Rechnung bringen. Hier ist auch der Contrakt, den ich bereits habe aufsetzen lassen, lesen Sie und unterschreiben Sie; und dann gehen Sie, und nehmen hier Ihre Entlassung.

Lohstein las — und unterschrieb. Poppel übergab ihm den Contrakt und eine Rolle mit 100 Dukaten, die Wilhelm ohne Ziererei annahm. Der Hofagent ging und ermahnete noch, ja am Sonntag früh um 6 Uhr fertig zu seyn, wo er mit zwei Wagen kommen würde, die Familie abzuholen. —

Noch am nämlichen Tage kam Lohstein um seine Entlassung ein, die er auch ohne Schwierigkeit erhielt. Nun wurden Schuster und Schneider in Arbeit gesetzt, und am Ende der Woche stand das ganze Hauspersonale im sittlich reinlichen Anzuge da.

Der Sonntag erschien, und Punkt sechs Uhr hielt der Hofagent mit einem neuen schönen englischen Wagen, bespannt mit vier stattlichen Meklenburger vor der Thür, noch eine Postchaise mit vier Pferden folgte.

Lohstein mit den Seinigen war in Bereitschaft. Ein Diener in geschmackvoller Livree öffnete den Schlag des Wagens, worin Lohstein mit Sophien, seiner ältesten Tochter Luise und den Hofagenten einstieg, die drei andern Kinder

mit einer Magd nahm die Postchaise auf; der bärtige Kutscher, in gleicher Livree mit den Bedienten, trieb die Pferde an, der Postillion die seinigen, und rasch ging es, nicht ohne großes Verwundern der Nachbarn, zum Thore hinaus.

Schon hatte die Sonne dem Monde Platz gemacht, als die Familie Lohstein im Silberscheine des letztern, den Thurm von Riederrode zwischen Gruppen von Obstbäumen erblickte. Man bog in eine Pappelallee, die mit transparenten Lampen erleuchtet den Weg nach dem wirklich schönen Schlosse umfaßte, dessen zahlreiche Fenster durch den Glanz hunderten von Kerzen die Augen der Ankömmlinge blendeten.

Der Wagen hielt, und der Hofagent bat hier auszusteigen, und den kurzen Weg zu Fuße zu machen. Ein Triumpf-Bogen am Eingange des Schlosses wurde jetzt sichtbar, in transparenter Schrift las man: „Willkommen in Deinem Eigenthum!“

Plötzlich ertönte eine rauschende Musik. Sechs Knaben, und eben so viele Mädchen, weiß gekleidet, empfingen hier die Angekommenen, reihe-

ten sich Paarweise, und begannen unter der Anführung der Musikanten den Zug, der Hofagent war in die Mitte des Ehepaars getreten, und fast alle Einwohner von Niederrode in ihren Festtagskleidern schlossen den Zug. So war man in die Mitte des Schloßhofes gekommen, hier formten die sechs Paar Knaben und Mädchen einen Kreis um Lohsteins Familie, aus welchem unbemerkt Herr Poppel herausgetreten war. Zwei erwachsene Mädchen als Wohlthätigkeit und Dankbarkeit traten im Kreis, ein Knabe als Genius in ihrer Mitte, dieser überreichte auf einer silbern Schüssel Wilhelm ein Papier, die Mädchen krönten ihn und seine Gattin mit Rosen und Lobeerkränzen, und führten sie ins Schloß. Ein prachtvoll erleuchteter Saal nahm sie auf, und jetzt bat der Hofagent Wilhelm, die Schrift zu lesen. Es war eine Schenkungsakte von dem Gute Niederrode an Wilhelm Lohstein — von seinen Onkel Herrmann. Das Erstaunen Wilhelms und seiner Gattin zu beschreiben, bin ich zu schwach. Erst am andern Morgen, nachdem der Freudetaumel in etwas vorüber war, wurde

Lohstein von den Hofagenten in genauere Kenntniß gesetzt.

Herrmann Lohstein war vor dreißig Jahren, da Misgeschick ihn in seinem Vaterlande verfolgte, nach England und von da nach Ostindien gegangen; hatte durch Fleiß und Glück sich ein Vermögen von 80,000 Pfd. Sterling erworben, und beschloß dies Vermögen, da er unverheirathet war, mit seinem Bruder oder dessen Kinder zu theilen. Er reiste von Bengalen aus nach Deutschland, und in der Nähe von seiner Vaterstadt vernahm er den längst erfolgten Hintritt seines Bruders, und das Verhältniß in dem dessen zwei Söhne dermalen standen. Diese zu prüfen, erschien er in scheinbarer Armuth, wie er von beiden empfangen wurde, wissen wir. — Zufälligerweise vernahm er, daß das Gut Niederrode verkauft werden sollte, und ließ dieses durch Poppel kaufen, den er unterwieß so zu handeln, wie dieser gegen Wilhelm gehandelt hatte. Er, der Onkel war nach Hamburg abgereist, theils dem Danke seines Neffen zu ent-

gehen, theils in Geschäften. Jetzt lebt er von dessen dankbarer Familie umgeben in ihrem Kreise, und hat sein Testament bereits gemacht, worin Wilhelms Kinder als Erben seines übrigen Vermögens ernannt sind. Des niedrig denkenden Neffen Heinrichs, ist darin keine Erwähnung gethan.

12.

Betty
oder
das heldenmüthige Dienstmädchen.

(Aus dem Englischen.)

Unter anderen ansehnlichen Gütern besitzt der reiche Lord William Seymour einen prachtvollen Landsitz auf der Insel Wight, der drei englische Meilen ostwärts von der Stadt Newport entfernt liegt. Das Haus, im antiken Styl, wurde erst von ihm in den Jahren 1798—99 erbaut, und wird von dieser Zeit an von ihm jeden Sommer bewohnt. Die Wintermonate bringt er in dem geräuschvollen London zu, und es bleiben nur wenige Domestiken auf dem Landgute zurück. So befanden sich im Winter 1816

nur der Jägerbursche John, Richard der Hausknecht, und Betty ein Dienstmädchen von achtzehn Jahren hier.

Eines Nachmittags als Betty bei ihrer Arbeit saß, trat ein Krämer ein, der ein seltsam grosses Packet auf seinem Rücken trug. Es war in der Mitte des Winters, wenn die Tage kurz, die Nächte lang, kalt und unangenehm sind. Der Krämer war ein hübscher, wohlgekleideter Mann, und bat um ein Nachtlager, wobei er Betty ein feines Tuch zum Geschenke anbot. Bei Erwähnung des Tuches zeigte sich bei dem Mädchen der Ausdruck des Verlangens und der Ueberlegung. Allein nur augenblicklich, die Vernunft siegte. — Sie sagte: sie sei nur eine Dienstmagd, gewohnt, zu gehorchen, und dürfe niemand einlassen, den nicht ein Geschäft herführe, und auch diesen selbst dann nicht, wenn er nicht persönlich bekannt wäre.

„Was kann es Eurer Herrschaft schaden,“ antwortete auf dieses Abschlagen der Krämer, „wenn Ihr mir erlaubt den Morgen hier zu erwarten?“

„Noch einmal sage ich Euch,“ sprach Betty, „besteht nicht darauf, es kann nicht seyn.“

„Gut!“ sagte der Mann, „so erlaubt mir meine Waare hier zu lassen; denn so ermüdet wie ich bin, kann es mir mein Leben kosten, wenn ich sie weiter tragen muß.“

Betty führte ihn also in ein Nebenzimmer, wo er das große Packet sorgfältig auf zwei Stühle legte, es morgen früh abzuholen versprach, und dann seines Weges ging.

Kaum war er fort, als dem Mädchen, die sich eben jetzt ganz allein in dem Hause befand, eine unbegreifliche Angst und Schrecken überfiel. „Was kann wohl das große, ungeheuere Packet enthalten!“ rief sie aus, „was kann es so schwer machen? Wenn es der Mann bis hieher schleppen konnte, warum nicht noch weiter.“

Jetzt kam noch zu der Angst, weibliche Neugierde dazu. „Ich will doch einmal hineingehen und versuchen,“ sprach sie, „ob ich nicht ein wenig hineinschauen kann, ich denke, wenn ich es auch nur rund umher befühle, werde ich schon errathen können, was darinnen ist.“

Vorsichtig trat Betty in das Zimmer, und furchtsam waren ihre Augen auf den Pack gerichtet, der, je länger sie ihn betrachtete, ihr desto fürchterlicher erschien, und was das Anfassen betraf, so hätte sie ihn für alles, was er enthielt, nicht angerührt.

Sie ging zurück, um andere Geschäfte zu verrichten, aber die Angst ließ dieses nicht zu. Sie zündete ein Licht an, und kehrte nach dem Zimmer, in welchem das Packet sich befand, zurück, schloß die Fenster und Fensterladen, und verriegelte sie, ehe sie aber das Gemach verließ, nahm sie allen Muth zusammen, hielt den Athem an, und warf einen festen Blick auf das Packet. Ha! sie sah es sich bewegen, so gewiß und bestimmt, als sie jemals etwas in ihrem Leben gesehen hatte. Jedes Haar auf ihrem Haupte sträubte sich empor. Sie verließ eiligst das Zimmer, und verschloß aber doch sorgfältig die Thür desselben. Jetzt suchte sie den alten Richard auf, allein dieser war vermuthlich nach einem Wirthshause gegangen, der Jäger John befand sich in Newport, und beide kamen wahrscheinlich nicht

vor Mitternacht nach Haus. Was sollte Betty thun? das Haus verlassen, und in der Nachbarschaft um Hülfe rufen, wäre das Beste gewesen. Allein sie befürchtete von Jedermann ihrer Furcht wegen ausgelacht zu werden, auch wagte sie nicht das Haus allein zu lassen, da der nächste Pachthof zwei englische Meilen entfernt lag. Als sie in das Zimmer kam, das Richard und John zusammen bewohnten, um auch dort die Fensterladen zu verriegeln, erblickte sie an zwanzig Jagdgewehre, die John unter seiner Aufsicht hatte; jetzt verschwand plötzlich ihre Angst, und eine Herzhaftigkeit, die den tapfersten Mann geziert haben würde, trat an ihre Stelle. Sie untersuchte die Gewehre, fand drei davon geladen, worunter eine Doppelflinte sich befand, und da Pulver und Blei hinlänglich da war, so ladete sie in Geschwindigkeit alle die anderen, theils mit Hagel, theils mit Posten und Kugeln. Sie stellte sie in Ordnung an die Wand, nahm eines davon mit einer, das Licht in der andern Hand, und eilte hastig damit nach jenem verhängnißvollen Zimmer, dessen Thüre sie leise öffnete, da sah sie

deutlich wie der Pack sich bewegte, sie stellte das Licht auf die Erde, legte an, und gab Feuer auf das Packet.

Gerechter Himmel! ein fürchterlicher Schrei, dem bald ein Todesächzen folgte, drang aus dem Pack hervor, und das Blut floß in Strömen heraus. Betty warf die Thüre zu, schloß sie wieder ab, eilte nach der Hausthüre, verriegelte diese ebenfalls sorgfältig, und begab sich nun in das Zimmer, wo die Gewehre standen, hier öffnete sie ein Fenster und verbarg zuvor das Licht im Kamine. Kaum stand sie eine viertel Stunde hier, als sie nahe Fußtritte in hart gefrornen Schnee vernahm, sie griff nach einer Doppelflinte. Ein Mann kam daher, es war der alte Richard, sie erkannte ihn beim Mondenschein, und eilte ihm die Hausthüre zu öffnen. Richard erstaunte über Bettys Erzählung, und ging mit ihr nach jenem Zimmer. Die ganze Diele schwamm im Blute, das Pack hatte sich selbst auf den Boden gerollt, aber das Stöhnen und Schreien war vorüber, nur ein leises Röcheln war noch von ihm vernommen. — Jetzt klopfte es an der

Hausthüre, Richard ging mit Betty eiligst nach seinem Zimmer, aus welchem man die Hauthüre sehen konnte und wo die Gewehre in Bereitschaft standen.

Es war John der Jäger, der von Newport zurück kam; eine Angst, eine Ahnung, als ob zu Hause etwas vorgefallen sei, hatte ihn früher, als er wollte, zur Rückkehr angespornt. Auch er erstaunte über den Vorfall höchstens, billigte bestens Bettys Verfahren, und nun eilten alle drei nach dem Zimmer. Auch das Röcheln hatte jetzt aufgehört, sie öffneten vereint das Packet, das erste, was sich ihnen zeigte, war ein starker junger Mann, den Betty mitten durch das Herz geschossen hatte, und in wenig Minuten des Lebens beraubte. Sie wandten alles mögliche an, den Körper loszuwickeln, weil vielleicht noch ärztlicher Beistand möglich war; aber dazu war es zu spät; das Leben war für immer entflohen.

„Ach!“ sagte der alte Richard mit einem tiefen Seufzer, „armer junger Mensch! es ist mit ihm vorbei! Ich wollte er hätte noch einige Mi-

nuten länger gelebt, um zu bereuen, denn sicherlich ist er für eine schlechte Sache gestorben. Armer Schelm! gewiß ist er doch Jemands Sohn, und seinen Eltern ohne Zweifel theuer! — Ach niemand kann sagen, von welchem kleinen Verbrechen, durch allmählige Steigerung, dieß die Frucht geworden ist."

Thränen standen in des Alten Augen, und Betty weinte bitterlich. —

Die Art und Weise, wie der Körper eingepackt gewesen, war höchst kunstvoll und sonderbar. Seine Knie waren ganz nach der Brust gebracht, die Füße und Lenden in einer hölzern Schachtel. Eine andere Schachtel etwas höher und breiter, dabei die Brust freilassend, füllte den Zwischenraum zwischen Knie und Gesicht.

Da nun ringsumher nichts als grober Zwillig war, so konnte er mit der größten Freiheit athmen; also war ohne Zweifel das Heben seiner Brust Ursache der Bewegung, welche das Mädchen erblickte. Sein rechter Arm war in der Schachtel, und in der Hand hatte er ein Messer, wodurch er sich allein aus seiner Behausung

befreien konnte, dann waren noch ein Paar Pistolen und eine silberne Pfeife bei ihm verborgen.

„Bösewicht!“ rief John; „seht was er hier hat. Gut, Betty, daß du ihn so getroffen, sonst möchte wohl keiner von uns mehr das Tageslicht erblickt haben.“

Dieser Ausruf Johns, erweckte Bettys Lebensgeister, sie war über sich uneins geworden, ja gab sich fast für verloren; jetzt aber entdeckte sie, daß sie eine ruhmvolle', männliche Handlung gethan, und dieß gab ihr Worte.

„Ja,“ sprach sie, „es war ein Glück, daß ich ihn erschoß, denn hätte er sich losgemacht, so wären wir des Todes. Ich habe ihn gut getroffen, seht, Dank sei der Vorsehung, mitten durchs Herz, ich hätte eben so gut die Kugeln des Gewehrs in einer dieser großen leeren Schachteln verschleudern können.“

„Es muß,“ sprach John, „ein tief angelegter Plan gewesen seyn, uns zu morden, unseres Herrn Schloß zu berauben; allein es müssen noch mehr, als diese zwei, darin verwickelt seyn.“

Durch Johns Bemerkung höchst beunruhiget,

dachte Betty sogleich an einen nächtlichen Ueberfall von Räubern; und ihre Herzhaftigkeit kehrte verdoppelt zurück.

„Laßt sie kommen!“ rief sie mit großem Feuer, zum Erstaunen ihrer beiden Zuhörer, „wir wollen sie treffen! Allein guter Himmel,“ fuhr sie fort, „was stehen wir hier müßig? Kommt, laßt uns unser Leben, und das Eigenthum unseres Herrn vertheidigen.“ Da klopfte es abermals an der Hausthüre, und schon die Räuber zu empfangen, standen die drei bereit, da vernahmen sie zu ihrer Freude, daß die Ankömmlinge zwei Taglöhner waren, die zum Dreschen bereits sich einfanden, und mit Frohlocken öffneten sie die Hausthüre. Nachdem diese zwei Mann von dem gefährlichen Abentheuer unterrichtet waren, setzten sich die fünf Personen im obern Stocke des Schlosses in einem Zimmer, dessen Fenster den Eingang des Schlosses beherrschte, in Vertheidigungsstande.

Alles indessen blieb ruhig, bis nach Mitternacht, da entstand bei John der Gedanke, die kleine silberne Pfeife zu versuchen; gedacht, ge-

than, pfiff er zum Fenster hinaus, daß es gellend von den nahen Hügeln widerschallte. Sogleich wurde der Ton in einer geringen Entfernung beantwortet. Die Angst, in welcher dieser eben so unerwartete als plötzliche Vorfall alle versetzte, ist leichter zu denken, als zu beschreiben; nur Betty allein schien am meisten gefaßt zu seyn, und war es wirklich. —

Die Erwartung war nicht lange vergebens; in weniger denn fünf Minuten hörte man Pferdegetrampel, welches, je mehr es sich näherte, ein donnerndes Getöse ward. In kurzer Zeit erschienen an 13 Männer zu Pferde, sie naheten sich in kurzem Schritte, und drangen in das Hofthor ein. Betty unfähig sich länger zurückzuhalten, drückte los, sogleich fiel einer der Vorderen, indessen sein Pferd einen fürchterlichen Satz gegen das Hofthor nahm. Der Schuß war die Losung für die anderen; noch zwei Räuber stürzten, und die anderen erstaunt über den Empfang, waren entflohen. Unsere Helden stürzten jetzt alle mit geladenen Gewehren die Stiegen hinab, und zum Hause hinaus, die Sache näher

zu untersuchen. Sie fanden drei Räuber gefallen, welche ganz todt schienen. Einer davon lag im Vorhof. „Halt!“ rief Betty, „den habe ich niedergestreckt. Sie durften ihre Nachforschungen nicht weiter verfolgen, da sie Geräusch in der Nähe hörten, und kehrten auf ihren Posten zurück, ohne etwas weiter anzurühren.

Ohngefähr eine Stunde vor Tages Anbruch wurden sie aufs neue durch Pferdetritte beunruhiget, welche indessen undeutlich waren, und in langen Pausen gehört wurden, auch erschien nichts weiter.

Bis der Tag anbrach blieben sie auf ihren Posten, dann fanden sie, daß die drei todten Körper davon geschleppt, und nichts übrig war, als lange Streifen gefrornen Blutes.

Lord Seymour hatte keinen Geschäftsträger in der Nachbarschaft, noch irgend einen guten Freund, also ward die Sache nicht mit dem Eifer verfolgt, der dazu gehörte, die Räuber zu entdecken; welches, wenn es geschehen wäre, gewiß manche unangenehme Dinge ans Licht gebracht, sogar manche achtungswerthe Familie

darin verwickelt hätte, wie es nachher nur zu deutlich sich offenbarte. Der Arzt des Lords, benachrichtete denselben von Newport aus durch die Post von dieser Begebenheit, aber, obgleich dieser keine Zeit verlor, konnte er doch erst den fünften Tag erscheinen.

Nun wurde es in allen öffentlichen Blättern eingesetzt, überall angeschlagen, auch eine Belohnung von 100 Pf. Sterling demjenigen versprochen, der einen der Verwundeten oder Getödteten entdeckte. Alle Kranken und kürzlich Verstorbenen wurden auf der ganzen Insel Wight von Chirurgen untersucht, überall nachgeforscht — aber ohne Erfolg, es war zu spät, alle waren bereits in Sicherheit gebracht. Von einigen, welche vermißt wurden, brachte man so glaubwürdige Vorwände, daß man nichts entgegen setzen konnte. Aber dieß ist gewiß, mehrere von ihnen, wurden nie wieder in der Gegend gesehen, obgleich Jeder der Nachbarn behauptete, diese gerade wären über allen Verdacht.

Der Körper des Unglücklichen, den Betty in dem Packet erschossen hatte, wurde vierzehn Ta-

ge zur Anschauung öffentlich ausgestellt, Niemand wollte ihn kennen, oder jemals gesehen haben. Lord Seymour ließ ihn endlich zu Newport einscharren, aber bald ward berichtet, daß das Grab geöffnet, und der Körper fortgeschleppt sei; kurz keiner, der an diesem niedrigen Angriffe Theil genommen, ward jemals entdeckt.

Lord Seymour belohnte die Vertheidiger seines Schlosses mit großer Freigebigkeit. Der alte Richard erhielt 30 Pf. Sterling, und das Versprechen seine ganze Lebenszeit im Schlosse zu bleiben, und seinen Gehalt in aller Ruhe zu genießen. Die zwei Taglöhner bekamen jeder 20 Pf. St. Die heldenmüthige Betty aber 100 Pf., und wurde mit ihrem Liebhaber John verheirathet, den der Lord zum Castellan des Schlosses ernannte, und ihm einen guten Gehalt auswarf, wo er noch mit seiner Gattin glücklich und sorgenlos lebt.

13.

Marie
oder
zwei Männer für einen.

Die schaffende Natur bei allen Abweigungen bringt doch manchmal Aehnlichkeiten hervor, die Erstaunen erregen, und im bürgerlichen Leben zu den sonderbarsten Auftritten und verwickelsten Umständen Veranlassung geben. Ein solcher Fall geschah in Norwig, einer ansehnlichen Stadt Englands, der, da er im Jahre 1814 entschieden wurde, damals die Aufmerksamkeit von ganz Großbritannien erregte.

James Walker, ein junger Kaufmann, heirathete ein junges hübsches Mädchen Marie Loison, mit 6000 Pf. Sterlinge, auch hatte er von sei-

nem Vater ein ansehnliches Vermögen ererbt, und eine blühende Handlung angetreten. Nichts schien die herrlichen Tage, die über den jungen Eheleuten so freundlich glänzten, und die sich innig liebten, trüben zu können.

Marie war nicht blos liebenswürdig, sie besaß auch sonst herrliche Eigenschaften des Herzens, die sicher das Glück eines Mannes von festem Charakter gemacht haben würden.

Allein James Walker war keineswegs der Mann der seine glückliche Lage zu schätzen wußte. Obgleich gutmüthig, und sein junges Weib aufrichtig liebend, war er doch zu leichtsinnig um sein Geschäft mit Ordnung zu betreiben; er vernachläßigte es nicht nur allein, er verschwendete auch, und kam bald so zurück, daß seine Schulden sein Vermögen überstiegen. Ihm blieb jetzt die traurige Aussicht, da seine Gläubiger drohten, Jahrelang im Gefängniß sein junges Leben zuzubringen; er verließ daher Marien und schiffte sich nach Englands Kolonien ein. —

Seine Gattin beweinte seine Flucht, und lebte in stiller Zurückgezogenheit dem Andenken der

ersten

ersten glücklichen Tage ihrer Ehe. Sie konnte ihren Gatten, obgleich er leichtsinnig gehandelt, nicht vergessen, und er blieb immer ihrem Herzen theuer.

Sie hatte von dem Schicksal ihres Mannes nichts weiter erfahren können, als daß er nach Westindien abgegangen sei, sie lebte von ihrem eigenen noch übrigen Vermögen still und zurückgezogen, in einer ihrem Stande angemessenen Lage, und war noch nach acht Jahren, seit ihres Gatten Flucht, immer ein sehr hübsches, liebenswürdiges Weib.

So saß sie eines Winterabends beim Kamine mit ihrer Arbeit beschäftigt, da meldete ihr das Dienstmädchen einen Fremden, der sie noch zu sprechen verlangte; sie trat selbst aus ihrem Zimmer; und wer beschreibt ihr Erstaunen: vor ihr stand ihr, längst für todt gehaltener Gatte.

Kein Wort von der Scene des Wiedersehens, von den lebhaften Aeusserungen des treuen Weibes, von ihren tausendfachen Liebkosungen. Genug, ihr Gatte war da, zwar nicht reicher als

damals, da er sein Vaterland verließ, und sie liebte ihn ja. —

Das neuvereinte Ehepaar genoß in den ersten Wochen all das Glück treuer besonnener Liebe, wodurch die ernsten aber schönern Jahre des Lebens unverkennbare Vorzüge vor der feurigen, aber leichtsinnigen Periode der raschern Jugend haben.

Zwar fiel es Marien auf, daß ihr Gatte manches aus ihren früheren eheligen Leben vergessen zu haben schien, allein sie glaubte, er wolle es mit Fleiß vergessen, weil die Erinnerung daran ihm nicht angenehm seyn könnte; darum schwieg sie ganz von der Vergangenheit, und lebte ganz der Gegenwart und Zukunft.

James Walker schien ein ganz anderer Mann geworden zu seyn, er war fleißig und ordentlich in seinem wieder erneuerten Geschäfte, und fand in diesem, das er sonst vernachläßiget hatte, sein größtes Vergnügen. War es ein Wunder, daß er sich bald in guten Umständen befand, eine ansehnliche Summe gewonnen, und allgemeine Achtung und Credit sich erworben hatte?

Vier Jahre waren bereits verflossen, in denen das Ehepaar ein höchst beneidenswerthes Leben führte, und keinen andern Zweck zu kennen schien, als den, sich gegenseitig glücklich zu machen. Jene Wonne, die durch die geistige Verbindung Liebenden sich mittheilt, die mehr der schönern Freundschaft sich nähert, die darin sich besonders zeigt, daß die Seelen ihre ganze Existenz, alle ihre Begriffe mit einander theilen. — Diese ganze Seligkeit stand mild und freundlich wie ein herrlicher, still glänzender Stern über dem beglückten Ehepaar. —

Allein wie sonderbar, wie unerwartet sollte dieses glückliche Verhältniß bald — nur zu bald, gestört werden!

Eines Tages fuhr eine Postchaise vor das Haus, ein Fremder war hastig ausgestiegen. Er trat ins Haus. Marie tritt ihm entgegen, der Fremde schließt sie in seine Arme. Gott! es ist James Walker. Und doch kommt der erste Walker auf das Geschrei seiner Gattin aus seiner Schreibstube heraus — und zwei einander sich völlig gleiche Männer stehen einander gegenüber.

Der eben angelangte Fremde grüßet jenen als einen alten Freund, den er Torston nennt, und ihn in seinem Hause Willkommen heißt. Der andere stellt sich fremd, spricht von Täuschungen und Dreistigkeit, die sich ein Fremder gegen seine Frau in seinem Hause erlaube. Wer denkt sich die Bestürzung Mariens? Sie sieht sich von zwei Männern in Anspruch genommen, die sich auf das genaueste ähnlich sehen, sie staunt, ist verwirrt und sprachlos.

Jetzt wird der Fremde wüthend, da der Hausherr bei dem Namen Torston betheuert, denselben nie geführt zu haben, nennt ihn einen Betrüger, und wird von Jenem mit der Hülfe eines herbeigeeilten Schreibers zum Hause hinausgeworfen.

Marie unfähig diese tief erschütternde Scene auszuhalten, wird ohnmächtig hinweggebracht. Einer von beiden mußte ein höchst schändlicher Betrüger seyn. Welcher war es? Schmerzlich für Marien, höchst unangenehm für sie, die Sache mochte sich entwickeln wie sie wollte. —

Der Fremde, aus dem Haus Geworfene eil-

te nach dem Friedensrichter, zeigte den Vorfall an, und versuchte seine Ansprüche auf seine Gattin geltend zu machen. Hierauf wurden Beide arretirt.

Jetzt begann eine gerichtliche Untersuchung einer der höchst sonderbarsten Rechtsfälle, der bald ein großes Aufsehen in ganz England machte. Marie befand sich dabei in einer höchst schmerzvollen Lage. Auf einmal zwei Männer und dennoch Wittwe. Glücklich bisher in den Umarmungen und an der Seite eines Gatten, der allgemeine Achtung sich erworben hatte, sollte sie ihn als einen Betrüger vielleicht entlarvt sehen, und doch mußte sie, wenn es wirklich ein Betrüger war, seine Entlarvung wünschen, wie wehe es auch ihrem Herzen thun würde, welches die Erinnerung von vier glücklichen Jahren in sich trug, um jenem, der in diesem Falle der wahre James Walker seyn müßte, wieder anzugehören.

Der ganze Rechtsstreit war von der Beschaffenheit, daß die gegenseitigen Advokaten die höchste Geschicklichkeit aufboten, weil so vieler Au-

gen auf den Gang des Prozesses gerichtet waren, der bei der Sonderbarkeit seiner Veranlassung schwerlich jemals seines Gleichen mochte gehabt haben.

Es wurden viele Zeugen verhört, die den James Walker vor seinem Weggang aus England gekannt hatten, fast alle sagten aus, daß der, welcher Torston heißen sollte, bei seiner Ankunft vor vier Jahren, sie alle habe nicht kennen wollen.

Dagegen erwiederte dieser, daß er ihre Bekanntschaft darum nicht erneuert habe, um ferner keiner Verführung mehr in ihrer Gesellschaft zu unterliegen, und jeden Kostenaufwand zu vermeiden, indem er fest entschlossen gewesen sei, blos seiner Gattin und seinem Geschäfte zu leben; und er habe diesen Entschluß, wie Jedermann wisse, getreu ausgeführt.

Der letzt angekommene James Walker führte an, daß er seither in Westindien, und zwar auf Jamaika als Aufseher einer Pflanzung gelebt habe, daß er in Spanischtown durch Zufall diesen Richard Torston habe kennen lernen, und

wegen der Aehnlichkeit mit seiner eigenen Person Freundschaft mit ihm geschlossen habe. Dieses habe in Verlauf von zwei Jahren dort auf jener Insel, zu mancher lustigen Verwechslung Gelegenheit gegeben. Plötzlich sei dieser Richard Torston verschwunden, und habe ihm verschiedene Papiere entwendet, worunter auch sein Taufzeugniß und andere Atteste sich befänden.

Jener erklärte dieß alles für Lügen, und behauptete nie diesen gesehen zu haben.

Konnte bei diesen verwickeltem Fall Marie als Gattin nicht die beste Auskunft geben? Sie that es, obgleich dadurch ihre weibliche Delicatesse compromittiret wurde. Allein auch sie erklärte, daß sie eben so zweifelhaft als alle übrige sei, daß ihr Gatte nach seiner Rückkunft ein ganz anderes und regelmäßigeres Leben geführt habe, daß er auch in manchen Dingen allerdings keinen Bescheid gewußt habe, die ihm eigentlich nicht hätten fremd seyn können, daß sie aber, weil er es sichtbar vermieden, von seinem frühern Leben zu sprechen, in dieser Rücksicht nie in ihn gedrungen, um ihn unangenehme Erinnerungen

zu ersparen, daß sie auch durch sein ganz verändertes Betragen, durch die Regelmäßigkeit seiner Geschäftsthätigkeit, so wie durch den daher erhöhten Flor ihrer Vermögensumstände sich glücklich gefühlt habe.

Was die Zeit aus James Walker Jugendleben betraf, so wußte auch Richard sehr viel davon anzugeben, welches er von James selbst während ihrer Bekanntschaft nach und nach erfahren hatte, und davon Gebrauch machte. Ueberhaupt hatte sich dieser in seine Rolle so einstudirt, daß es den Richtern, die zwar kaum mehr zweifelten, daß er ein Betrüger sei, außerordentlich viel zu schaffen machte, und mit vieler Verschmitztheit alles zu vermeiden wußte, sich eine Blöße zu geben, durch welche er hätte überführt werden können. Alle Aussagen seines Gegners erklärte er für Lügen und Mährchen.

So stand die Sache als sie plötzlich eine andere Wendung nahm.

Es erschien ein junges Weib mit ihrem Bruder vor Gericht, sie kam aus Amerika, und sie

sagte aus, Richards Weib zu seyn. Er hatte sie in Baltimore kennen lernen, ihr Liebe geheuchelt, und sie wirklich, da sie Vermögen besaß, geheirathet. Er verließ sie schändlich, und nahm ihr viel Geld und Kostbarkeiten mit, sie eilte ihm nach, und fand seine Spur in Jamaika, wo er Bekanntschaft mit James Walker gemacht hatte. Ihre Ankunft wurde ihm gesteckt und er entflieht, nachdem er auch seinen Freund bestohlen hatte, nach England; auch dahin wollte ihm seine Gattin folgen, als eine Krankheit sie in Kingstown überfiel, und am Rande des Grabes brachte, ihr, sie liebender Bruder eilt zu ihr und findet sie halb genesen, beschwört sie bei seiner brüderlichen Liebe ihm wieder nach Haus zu folgen. So vergeht eine geraume Zeit, da kommt ein Bekannter von England nach Baltimore, er will Richard in England gesehen haben, und nun entschließt sich Bella, um Rache an ihrem Uugetreuen entweder zu nehmen, oder ihn zu zwingen, sie als seine Gattin anzuerkennen, nach England zu reisen. Ihr Bruder begleitet sie dahin. Sie kommen nach London, hören dort

von jenem Prozesse, der so viel Aufsehen im ganzen Lande erregte, und eilen nach Norwig.

Unbeschreiblich war Richards Bestürzung beim Anblicke seines betrogenen Weibes. Seine Frechheit verließ ihn, und er gestand alles ein.

Der Vater von James Walker hatte kurz vor seiner Verheirathung mit einem Mädchen in London, wo er damals als Kaufmannsdiener lebte, im vertrauten Umgang gelebt. Das Mädchen wurde schwanger, gebar Richard, und erhielt von Walker eine Summe Geldes, von dem sie und ihr Kind leben konnten. Folglich war Richard der natürliche Bruder von James, nur ein Jahr älter, und das merkwürdige Spiel der Natur, die außerordentliche Aehnlichkeit der beiden Gegner, schien nun keineswegs so sehr befremdend zu seyn.

Richard lernte ebenfalls die Handlung, erfuhr von seiner Mutter wer sein Vater sei, und vieles von dessen Familienverhältnissen. Erwachsen,

zeugte Richard die größte Sinnlichkeit, und ward ein sittenloser Mensch, als solcher entlief er und kam nach Amerika, wo er durch ein heuchlerisches Betragen sich Bellas Hand erwarb, und sie schändlich verließ. In Jamaika fand er unvermuthet seinen Stiefbruder James, gab sich ihm aber nicht zu erkennen, sondern bewarb sich um dessen Freundschaft, das ihm auch gelang. Von diesem erfuhr er alles, hatte aber damals noch nicht im Sinn Gebrauch davon zu machen. Als Bella ihn in Jamaika aufsuchte, entfloh er ihren Vorwürfen, und reiste nach England, nachdem er zuvor Bellas Eigenthum fast gänzlich verthan hatte. Auf der Reise fiel er auf den Gedanken in England James Person vorzustellen, und der Betrug glückte ihm über alle Erwartung.

Nach den englischen Gesetzen ward ihm der Strang zuerkannt, das Urtheil vollzogen, und James Walker in seine Rechte wieder eingesetzt. Auch dieser hatte sich völlig geändert, lebte ordentlich, und da er ein kleines Vermögen aus Westindien mitgebracht hatte, so widmete er sich

ganz, seinem wieder neu errichteten Geschäfte, der Handlung, welches ihm auch glückte; und Marie? — ward ihm wieder mit treuer Liebe zugethan, obgleich sie nie im Grunde eine Untreue an ihm begangen hatte.

Die unglückliche Bella starb in London vor G[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Egloffstein, Heinrich A. C. <<von>>,

Der Zeittödter Mit 1 Kupfer

Nürnberg u.a. [1822]
P.o.germ. 301 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107643-7